Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **St. Elisabeths-Rosen : Monatszeitschrift für die christliche Frauenwelt**

Band (Jahr): **- (1912)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.05.2024**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# St. Elisabeths-Rosen

Monatsschrift für die christliche Frauenwelt

Zugleich Organ des Schweizer. kathol. Frauenbundes

Redaktion: Anna Winiſtörfer.

12. Heft | Abonnementspreis Fr. 2.— per Jahr | 1912


## Advent.

Ev. Lukas 21, 28: „Erhebet Euer Haupt, denn Euere Erlösung naht!“

O hebet Euer Haupt empor,
Denn Euer Heil iſt nah!
Vergangen iſt die dunkle Nacht,
Der helle Tag iſt da!

Legt ab das Werk der Finſternis,
Zieht an des Lichtes Kleid,
Als treue Knechte haltet euch
Für euren Herrn bereit.

Schon ſproßt des Feigenbaumes Laub,
Den Sommer kündet er,
Den großen Tag, da Jeſus kommt
Mit ſeiner Engel Heer.

Mag auch den Völkern bange ſein,
Wild rauſchen auch das Meer —
Die Auserwählten ſchützt der Herr,
Er Selbſt iſt ihre Wehr.

Drum hebet euer Haupt empor!
Seht, euer Heil iſt nah!
Vergangen iſt die dunkle Nacht,
Der helle Tag iſt da!

Redeatis

Aus: „Das Heilsjahr der Kirche.“

# Heilige Nacht.

Im Westen sank die Sonne. Ihre letzten Strahlen flossen ineinander wie ein goldener See. Leichte, graue Wolken, von goldenen Linien umsäumt, schwammen im reinen Blau. Die Bäume reckten ihre Kronen zum Abendhimmel, als wollten sie sich in die leuchtende Herrlichkeit des Westens hineinschmiegen.

Und still und klar sank die Dezembernacht hernieder auf Bethlehems Flur. An das Ohr der frommen Hirten klang die Botschaft vom „Frieden auf Erden“. Die einfachen Menschen, sie zweifelten und fragten nicht lange, sondern vertrauend eilten sie zur Krippe im verlassenen Stalle, über dem der wunderbare Stern glänzte. Da knieten eine Jungfrau und ein schlichter Mann anbetend vor dem Kindlein. Wunderbarer Engelsgesang hallte durch den Raum, und ein rosiges Licht erhellte ihn. Und die Hirten fielen nieder und beteten das Kindlein in der Krippe an als den Friedensfürsten und den Erlöser, den die Propheten ihres Volkes verkündet hatten.

Nur einer allein war fern geblieben. Als der Engel Botschaft ertönte und der Stern und der wunderbare Glanz am Himmel aufleuchteten, da schaute er zur Erde.

Plötzlich stand ein Engel an seiner Seite und sprach: „Nathanael, Zebedäus' Sohn, willst du nicht auch den Retter deines Volkes grüßen?“ Unwillig schüttelte der junge Mann das Haupt und sprach düster: „Aus der Not der Zeit rettet uns niemand. Unrecht geht vor Recht auf Erden, und wer Rache nimmt, wie ich's getan, verfällt sowieso dem Verhängnis.“

Noch einmal mahnte der Engel: „Unglückskind, geh', bereue, sühne und grüße den neugebornen König deines Volkes. Er trägt den Frieden in seiner kleinen Hand.“

Aber Nathanael erwiderte: „Was soll dem Schuldbeladenen das Gotteskind?“

Traurig entschwand der Engel im Dämmergrau des nahenden Tages. Nathanael aber floh, er lief bergab und bergauf und sah mit Entsetzen, daß er wieder da angekommen war, von wo er ausgegangen war, bei den stillen Hürden seiner Genossen. Diese waren mittlerweile von der Krippe zurückgekehrt. Seligkeit leuchtete aus ihren Augen; denn sie hatten das Heil der Welt geschaut, und ihre Herzen frohlockten in der Wonne des Friedens, der nun über die ganze Erde kommen werde.

Da nahten über die Hügel her die Häscher und nahmen Nathanael in ihre Mitte. Willenlos folgte er ihnen hinaus in den grauen Morgennebel. Die Hirten standen voll Staunen, und ehe sie recht erfahren, was geschehen, war der unglückliche Jüngling, der Hand an einen Römer gelegt, ihnen schon lange entrückt.

In der folgenden Nacht aber gingen sie still an die Stätte, wo der Sünder sich in Todesqualen wand. Aber siehe! Zu seinen Häupten schwebte der Engel, jetzt zum drittenmal. Die Hirten sahen ihn. Der Engel aber sagte mild und weich und allen vernehmbar: „Nathanael, willst du den Retter nicht begrüßen? Er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe.“

Da barst das Eis. Ein helles Leuchten ging über das gramvolle, totblasse Angesicht und die bleichen Lippen fragten: „Den Retter? Ist er wirklich erschienen?“

„Dir und deinem Volke und allen, die guten Willens sind. In ihm sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde,“ sagte der Engel.

„So laßt auch mich hingehen und ihn anbeten!“

Und siehe, wie durch ein Wunder lösten sich die Bande seiner Glieder. Er kniete an der Krippe in tiefer Reue, in Glauben, Anbetung und heißer Liebe. Tot sank er darauf in die Arme seiner Genossen. Aber seine Seele hatte zuvor den Weihnachtsfrieden gefunden. —

So erzählt eine alte Legende, die im Volke des Südens heute noch fortlebt. Für den jungen Hirten löste sich an Bethlehems Krippe aller irdische Hader, aller Streit und alles Leid in den ewigen Frieden auf.

So verstand das Mittelalter die Botschaft der Engel: Friede auf Erden! in ihrem innerlichen Sinn und Geist. Es kann der Weihnachtsfriede nicht kommen, wenn nicht die Persönlichkeit in sich durch Leid und Enttäuschung zum Glauben und Vertrauen gelangt ist und den dreifachen Frieden: den Frieden mit Gott, mit den Menschen und in

der eigenen Bruſt gefunden hat. Jedem von uns iſt der Heiland geboren, jedem gilt die Weihnachtsbotſchaft vom dreifachen Frieden, der über dem Schmerz und über dem Glück und über allen Dingen dieſes Lebens ſteht. In der Tiefe der Seele aber wird die große, heilige Stille wohnen, welche Gottesnähe und Gottesliebe bedeutet. M. H.

## Zwei Schweſtern.

Erzählung von Sylvia.

(Nachdruck verboten.)

Des anderen Tages wurde wirklich aufgebrochen. Der Abſchied von der Wirtin Thereſa war kurz, aber innig. Iſabella hatte ihr eingeſchärft, den Papagei wohl zu behüten. Man werde ja wiederkehren. Die gutmütige Alte packte nebſt allem Nötigen auch Reiſedecken in den Wagen, damit man zur Nachtzeit vor rauhen Winden ſich ſchützen könne. Virginia hatte ſich nachdenklich in die Polſter zurückgelehnt. Den kleinen, ſilbernen Roſenkranz verbarg ſie unter ihrer Mantille. Der Schleier umkoſte wie ein Zauberſchatten das feine Geſichtchen. Der Mund bewegte ſich in leiſem Gebet. Und ſo gings fort auf unbekannten Wegen. Iſabella, lebhaft wie immer, konnte ſich nicht ſatt ſehen an den ſtets wechſelnden Bildern der Landſchaft, die man in ſchnellem Trabe durcheilte. Ueber den ſchönen Gegenden und den Bergreihen wölbte ſich ſonnig das milde, zarte Blau des Himmels. Silberne Wölklein zogen ab und zu. Glänzende Goldadler badeten ſich im reinen Aether. Blumen und Bäume ſtrebten verlangend der Lichtbringerin, der Sonne zu.... Pedro mit den ſcharfen Augen hatte ſeinen Platz neben dem Prieſter, nahe am Wagenfenſter. Oberſt Maroto ritt mit einem ſeiner Offiziere an der Spitze der kleinen Karawane und den Zug ſchloſſen gleichfalls Reiter ab. Nach langem, anſtrengendem Ritt gönnte man ſich Raſt und Erquickung. Und dann gings weiter und weiter. Pater Paulo bekam immer mehr ein ſicheres Gefühl der Geborgenheit. Er verſtand ſich ſelbſt dazu, mit Iſabella zu ſcherzen. Als Pedro an einer offenen Halde von weitem eine wandelnde Zigeunerfamilie entdeckte, ſuchte er Iſabellas Mut zu prüfen. Er ſprach ihr zu, rechtzeitig Reue und Leid zu erwecken.... Es könnte ſein, daß es eine unliebſame Begegnung abſetzte. Der Nomadenzug kam in der Tat immer näher. Auf wildem Roß ſaß in ſchöner, phantaſtiſcher Tracht der Zigeunerhauptmann, alle möglichen Karren und reitbaren Tiere um ſich.

Ein verwittertes Mohrenweib mit kohlschwarzem Haargestrüpp schaute aus einem Zeltwagen heraus, so finster und herausfordernd, daß Isabella angstvoll sich an Virginia klammerte und schon nach dem Vater rufen wollte. Der Oberst beachtete jedoch kaum die fahrenden Leute, so sehr war er mit seinen Gefährten ins Gespräch vertieft ...

Erst, als man nur noch von ferne das unheimliche Gixen der Wagenscheiben hörte, atmete Isabella getrost auf und meinte, schon wieder selbstbewußt: „O, hätte mir die Mohrin einen bösen Streich spielen wollen, hätte ich ihr gesagt, wie lieb mir Therese sei und mit ihr alle Mohren. Damit hätte ich die Alte gewiß gnädig gestimmt!“ Virginia neckte in ihrem feinen, schalkhaften Humor ihre tapfer sein wollende Schwester und Pedro half ihr getreulich. Pater Paulo lächelte auch und erklärte dem Mädchen, worin eigentlich der Mut bestehe ....

Während man so harmlos plauderte und sicher den Zigeunern entronnen zu sein schien, unterhielten sich die zwei Krieger auf ihren feurigen Schnelläufern, die hinter dem Wagen trabten, in geheimnisvollem Flüstertone. Ja — die Zigeuner zogen ihre Wege unstät und planlos. Aber diese beiden, die als Schützer mitfuhren, verfolgten räuberhafte Pläne ...

„Bei meinem Degen,“ sagte Marco, ein hitziger Südländer, der die Flinte quer über dem Sattel vor sich liegen hatte und dessen Augen wie eine giftige Schlange hin- und herschossen und jeden Winkel zu durchbohren schienen, „der Streich gelingt!! — Wir können Maroto mehr als einen Dolchstich mitten ins Herz versetzen, wenn wir ...“

„Halt ein, Marco,“ entgegnete leise sein Gefährte Philippo, dem die krummgedrückte Nase das Zeugnis ausstellte, daß er im Zweikampfe auch schon unterlegen war. „Mir ist doch etwas seltsam! Wenn der Oberst nur nicht mit seiner feinen Spürnase wittert, daß es zwei Füchse nach seinen zarten Hühnlein gelüstet!“

„Ha! ha!“ lachte Marco so laut, daß Pedro auch lachend zum Wagenfenster hinaus guckte und arglos meinte: „Die beiden sind lustig und erzählen sich spaßige Soldatenstücklein.“

Es ging jetzt durch eine öde Gegend, ein wahres Steinfeld, mit krankem, totem Gesträuch durchflochten, aus dem ein nackter Felsknochen emporstieg.

„Bist du ängstlich,“ begann Marco wieder. „Meinst du die schlauen Christinos, die wir so genau unterrichtet, seien nicht klug ge-

nug, um nicht zu früh und nicht zu spät auf dem Plane zu erscheinen? Don Alphonso müßte nicht dabei sein ... Er ... der so begierig ist, edles Wild zu erjagen."

„Und hat in San Placido nicht einmal ein Täubchen aus dem Käfig gelockt, wie mir Don Fernando lachend erzählt," spottete Philippo.

„Ha, beim Teufel! Ich weiß nicht, was ihn dort behext hat. Er ist seither sogar ängstlich besorgt, daß den schwarzen Nonnen nirgendwo ein Leid geschehe."

„Nun, wenn die zwei da drinnen auch ihren Zauber ausübten? Was dann? ... Sie werden in San Placido in all' diesen Berückungskünsten unterrichtet worden sein," meinte Philippo fast ängstlich.

„Ha, hast du Altweiberglauben an Zauberkünste? Diese schwarze Klosterkrähe, diese Virginia mit den verdrehten, schmachtenden Augen! Und dieser stets kommandierende Grünschnabel! diese Isabella! Na nun! Wenn diese mich verhexen, dann! Ha, ha, ha! Uebrigens ist's mir nicht um die beiden Backfische zu tun! Ich will Marato treffen! — Ihn! ... ihn, ... den ich so hasse, seit er mir den dickköpfigen Lorenzo vorgezogen. .. Ha! Wenn er wüßte, wie er meinen Soldatenstolz gekränkt! ... Er soll's erfahren!" Drohend ballte Marco die nervige Faust. ...

Philippo wollte antworten, aber da war man nahe an eine Herberge gekommen, wo man zu rasten und zu kampieren gedachte.

Marco schwang sich aus dem Sattel. Seine zornverzehrten Züge hatten sich schon wieder geglättet, und er duckte sich so geschmeidig um seinen Vorgesetzten, als sei er der gehorsamste, untertänigste Diener des gestrengen Obersten.

„Bei Sanjago, meine lieben Kinder," rief letzterer an den Wagen tretend, „bis dahin ist alles gut gegangen. Jetzt geht's über die Pyrenäen, Isabella. Da heißt es hübsch warm sich einwickeln, daß du dir keine Erkältung holst. Die Nacht wird kühl. .. Und meine Virginia? ... ist sie immer so in sich gekehrt dagesessen? die Träumerin!" So scherzte und plauderte der Kriegsmann liebevoll und weich, wie ein Kind.

Es war spät geworden, als man sich zur Weiterfahrt anschickte. Nun ging's über Fluren, über denen blasser Mondschein dämmerte. Es war so geheimnisvoll still in der Natur, daß der Hufschlag der

Rosse und das Rollen des Wagens das Echo der Berge weckten. Da und dort flatterte eine aufgescheuchte Eule aus hohen Wipfeln auf. Immer mehr ging's in gewaltige Gebirge hinein und hinauf. Der Mond warf ein zweideutiges Licht auf Felsen, Wald und Berghänge, in denen wohl Erdmännchen und Bergkobolde hausten, wie Isabella fest behauptete. Sie wagte nicht mehr aus dem Wagen zu blicken in diese nächtlichen Gebirgsmassen, in die Tiefen, die überall ihren weiten Rachen öffneten, als wollten sie Roß und Wagen verschlingen.

„So sah die Stelle aus, an der wir im Traume verunglückten," erzählte sie und schloß schaudernd die Augen.

Virginia hingegen machte ihre stillen Betrachtungen. Sie fragte den Priester, ob ihm diese Nachtfahrt nicht auch wie ein Bild des Lebens erscheine. Und sie freute sich, als der fromme Ordensmann ihren tiefsinnigen Vergleichen lauschte und ihnen zustimmte. . . .

Indes hatte man eine Poststelle erreicht. . . Für die stärkste Steigung des Pyrenäenüberganges wurden Ochsen vorgespannt. Erst als das höchste Joch erreicht war, wurden dieselben wieder außer Dienst gesetzt. Die ganze Karawane machte Halt. Alles war abgestiegen. Nur im Wagen verhielt man sich auffällig ruhig. Isabella, die sonst immer etwas zu sagen wußte, war mäuschenstill. Sie und Virginia waren fest eingeschlafen. Pater Paulo stieg mit dem Diener geräuschlos aus und überließ beide dem wohlverdienten, süßen Schlummer. Die Ochsentreiber wollten schon lärmend an den Wagen treten, um das übliche Trinkgeld, wie das in Spanien der Brauch ist, sich zu erbitten. Pater Paulo hielt sie zurück und Oberst Maroto griff heiter in die Tasche und drückte denselben ein Geldstück in die Hand. Rasch schlug man ein Zelt auf, wegen der empfindlichen Bise, die da oben herrschte. Oberst Maroto war gesprächig und gut gelaunt. Während nun einer behutsam und schweigend die Ochsen abspannte, ein anderer ebenso ruhig die flinken Pferde wieder eingeschirrt, ein dritter ein kleines Feuer entzündet, kursierte der Weinschlauch von Mann zu Mann. Jeder wickelte sich aus Tabakblättern seine Zigarre zurecht und zündete sie scherzend an der des Obersten an. Ein baskisches Mädchen, aus der nahen Herberge, offenbar von dem Treiben auf der Straße drunten aus der Nachtruhe aufgestört, trat wenige Minuten später vor das Zeltlager und bot Zwiebeln an, die Lieblingsspeise spanischer Krieger.

Durch die Tannenwipfel funkelten die Sterne. Der Mond hatte sich hinter einer Bergkante versteckt. Vom Waldgrün herauf leuchteten blaugrün die Johanniswürmchen. Während die Krieger sorglos schmausten, kämpften Marco und Philippo nur mit Mühe eine nervöse Hast und Unruhe nieder. Ersterer bohrte seine Augen immer wieder nach einer Waldböschung, als erwarte er jemand.

Da! . . . War nicht für einen Moment ein Lichtstrahl aufgeblitzt — wie ein Signal — und ebenso schnell erloschen? . . . . Er hatte kaum Zeit, seinem Kameraden ein Zeichen zu geben, als plötzlich zwei scharf bewaffnete Krieger in jähem Sprunge wie gehetzte Jagdhunde aus dem Dickicht hervorschossen — und ebenso pfeilschnell auf den etwas abseitsstehenden Wagen sich schwangen. . . Ein Pfiff! Ein Peitschenknall, und fort ging's in rasendem Galopp. . . . Mit einem Schrei waren die Mädchen aufgewacht. . . .

Das alles geschah wie in einem Augenblick. Oberst Maroto fuhr in wahnsinniger Wut empor, wie ein angeschossener Löwe. Mit dem entsetzten Rufe „Räuber! Räuber!" schreckten auch seine treuen Gefährten in heller Verzweiflung auf. Und befehlend: „Mir nach!" stürzte Maroto auf sein Roß. . . Es war zu spät.

Schon krachten Schüsse. . . Und im Zwielicht des Feuers tauchten Reiter auf. . . .

„Christinos!" schrie Maroto erbleichend und ein fürchterlicher Zorn packte ihn. Ein eigentlicher Kampf begann. . . . Allein die Christinos schienen aus dem Boden zu wachsen. Im Nu hatten sie die kleine Schar umzingelt. . . An Rettung der Kinder war nicht mehr zu denken. . . Es galt das eigene Leben zu verteidigen. . . . Schon sanken zwei Karlisten mit ihren Rossen nieder. . . Ein dritter, ein vierter taumelte. . . Und erst — als Oberst Maroto verwundet seine Flinte sinken ließ und zu Tode getroffen schien, ergriffen die Feinde die Flucht; war es doch lebendig geworden auf der Straße. Das Geknatter hatte die Bewohner des Joches aufgeweckt. Marco und Philippo, die nur scheinbar ihren Obersten verteidigt, schlossen sich den Fliehenden an. Nur drei seiner Getreuen blieben ihm, die übrigen lagen tot auf der Wallstatt.

„O, elender Verrat! O, Pater Paulo!" hauchte Maroto in grimmigem Seelenschmerz, als ihn der zu Tode erschrockene Priester auf den Rasenteppich unter das noch stehende Zelt bettete. Don Lorenzo, Vinzenzo und Franzesko umgaben ihn stumm und trauernd,

das Geschehene immer noch nicht fassend. Neugierige, Männer, Jünglinge, Frauen, gesellten sich, alle möglichen Fragen stellend, zu ihnen.

„Wir müssen fort von hier! Sonst sind wir alle des Todes! Die verfluchten Christinos könnten wiederkehren," sagte der Oberst, sich aufraffend. „Versucht mich aufs Roß zu bringen, es muß gehen!"

Allein Pedro beredete den Obersten, hier in der Herberge zu bleiben. Er werde keinen Augenblick von seiner Seite weichen. „Entsendet Lorenzo und Franzesko mit euern Befehlen!" bat er. „Sie werden Tolosa erreichen und dann die nötige Hilfe bringen. Seht, dort im Osten dämmert der Morgen!"

In der Tat, die Sternlein verschwanden, eins nach dem andern, als getrauten sie sich nicht mehr, neugierig durch die Tannenwipfel auf den heiligen Schmerz eines Vaters, dem man das Teuerste geraubt, niederzuschauen. Nur der Morgenstern schimmerte noch in fast erlöschendem Glanz. Aus den dunklen Schattenhüllen trat die Umgegend immer deutlicher hervor. Die aufwachende Sonne küßte schon leise, leise die grauen Felsenwangen.

„Ach, meine Kinder! — Isabella! Virginia!" stammelte Oberst Maroto, unfähig, mehr zu sagen. Seine Augen starrten unheimlich, in fieberhafter Größe, ins Leere. Ermattet und halb ohnmächtig lehnte er sich an Pater Paulo.

„Sie sind in Gottes Schutz!" tröstete dieser. „Wie die Nacht mit ihren dunklen, geheimnisvollen Schatten über die Berge entflieht, so läßt Gott aus finsterer Prüfung, die wir nicht verstehen, das Licht des Trostes in weisen Schickungen aufgehen, Herr Oberst!"

„Ach ja!" seufzte Maroto schwer. — — „Du prüfst den Glauben, o Gott, damit die Liebe nicht erkaltet und die Flügel der Hoffnung sich weiten, dies Unfaßbare zu durchschiffen, deine ewigen Ratschlüsse anbetend!" . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Weihnachten.

Das Kreuz Dir nachzutragen
Ist schwere Kunst,
Auf Tabors Höhen stehen,
Ist große Gunst.

An Deinem Kripplein knieen
O Kindlein süß!
Das ist der Trost der Kleinen,
Ihr Paradies!

Redaktis.

# Advent der Armen.

Von A. Bl.

Advent auf dem Lande ist etwas ganz anderes als Advent in der Stadt. Auf dem Lande werden in der Adventszeit die Straßen gar bald stille. Wenn die Betglocke geläutet hat, sitzen die Menschen in der warmen Stube beieinander. An vielen Orten bildet der gemeinsam gebetete Abendrosenkranz die trauliche Einleitung zu dem mehrstündigen Zusammensein. Das altehrwürdige Spinnrad schnurrt zwar nicht mehr, aber das Leben ist an den Winterabenden darum nicht weniger heimelig: es wird gestrickt, geflickt, Heimarbeit verrichtet, gespielt und geplauscht, — es ist gleichsam eine Welt im kleinen, die vom Elend der Menschheit so gut wie nichts weiß.

In der nämlichen Abendstunde drängt sich ein Menschenstrom durch die Hauptstraßen der Städte. Aus den breiten Ladenfenstern quillt das Licht und der Gehweg ist fast so hell wie eine Stube. Die Leute grüßen sich und reden miteinander, aber sie halten sich nicht auf. Sie haben in der kurzen freien Zeit vor dem Nachtessen, ehe die Rolläden herunterrasseln, so viel zu besorgen: sie haben in den Läden zu betrachten, zu wählen, zu kaufen. Andere stehen vor den Scheiben und schauen sich die Herrlichkeiten von außen an. Ach, wer Geld hätte, einzukaufen! Ein jeder von den Menschen, an deren kalte Wangen die warme Luft streift, wenn die Ladentür sich öffnet, hat zu Haus oder in der Ferne auch Leute, denen er eine Weihnachtsfreude bereiten möchte.

Wenn in dieser Zeit zu diesen Menschen das Wort kommt: Selig seid ihr, ihr Armen; denn euer ist das Reich Gottes, — so dünkt sie das gegenüber all' der Herrlichkeit, die den Reichen zu Gebote steht, fast wie ein Spott, und manche kehren sich erbittert ab mit dem Gedanken: auf den Himmel verzichtete ich gern, wenn ich nur mehr hätte von der Erde! Aber ihr Verbitterten und scheinbar vom Glücke Enterbten: der Mann, der gesagt: selig seid ihr!, war nicht einer, der für euresgleichen nur fromme Worte hatte und auf das Jenseits vertröstete, nein, er war die persönliche und leibhaftige Hilfe. Er hat sein Leben verzehrt im Dienste der Blinden, Lahmen, Bresthaften, er rief die Mühseligen und Beladenen zu sich und machte die Hungrigen satt; wo er seine Hand

hinstreckte, da leuchteten die matten Augen und die Wangen wurden rot, und der Mund lernte das Lachen wieder. Der ist es, der gesagt hat: Selig seid ihr Armen; denn euch gehört das Reich Gottes.

Nun ja, sagt ihr, er hat es gut gemeint, er hatte ein Herz für uns arme Leute; aber helfen, da helfen, wo uns der Schuh drückt, das kann er doch nicht. — Nun, mit diesen Worten will er euch auch gar nicht helfen, sondern er will euch auf einen Vorzug aufmerksam machen, den ihr gerade deshalb besitzet, weil ihr arm seid.

Was ist das für ein Vorzug? Der adventliche Gang durch die Straßen der Stadt zeigt ihn deutlich. Seht, wenn man einem von euch das schenken würde, was in einem dieser hellen Schaufenster ausliegt, so würde er sich unendlich beglückt fühlen. Ach wie reich würde euch dies machen! Alle diese Dinge könntet ihr gut brauchen, und was euch für jetzt zuviel wäre, das würdet ihr sorgsam aufheben für die Zukunft. Wenn man dagegen einem Reichen all' diese Dinge schenken würde, so würde er sagen: Was soll ich mit all dem Zeug anfangen? Das hab' ich ja alles schon daheim und besser als hier! Seht ihr, was den einen beglückt, das setzt den andern in Verlegenheit.

Erkennt ihr jetzt den Vorzug, den ihr Armen in den Augen Jesu vor den Reichen habt? Er besteht in eurer Bedürftigkeit. Wo Bedürftigkeit, da Empfänglichkeit. Armen Leuten ist gut schenken, denn sie können alles brauchen. Und da denkt der Herr: weil ihr alles brauchen könnt, könnt ihr auch das brauchen, was er versteht und zusammenfaßt unter dem „Reich Gottes". Er meint damit Gerechtigkeit unter den Menschen und gegenseitige Liebe, ein Vertrauen, das alle innig verbindet, Wahrhaftigkeit in Handel und Wandel, ein wechselseitiges Zuvorkommen in Freundlichkeit und Güte, ein Zusammenhelfen gegen jede gemeinsame Not. Er meint eine Ordnung des menschlichen Lebens, wo das frohe Vertrauen, die kindliche Ergebung und Dankbarkeit gegen den Vater im Himmel, sowie die feste Hoffnung, an seinem Vaterherzen einst einschlafen zu dürfen und ruhen zu können in seligem Frieden, in keiner Stunde aus dem menschlichen Herzen ausgemerzt ist.

Ja, wer brauchte das alles mehr, als gerade die Armen? Wenn ihr das verschmäht, dann habt ihr ja gar nichts, dann seid

ihr ja ganz elend. Die Reichen haben doch noch etwas, wenn sie das Reich Gottes verschmähen, sie haben Reichtum und Macht, sie können sich warm und behaglich einrichten auf dieser leidvollen Erde. Freilich, in der Ewigkeit, wo die Umwertung der Werte stattfindet, da ist ihre Herrlichkeit Mottenfraß geworden, und der reiche Mann, dem es genug war, alle Tage herrlich und in Freude zu leben, ruft voll Schmerz: Vater Abraham, sende den Lazarus mit einem Tropfen Wassers, ich verschmachte. Aber immerhin hatte dieser reiche Mann doch das Gute genossen in diesem Leben. Er hatte seinen Lohn dahin, aber immerhin einen Lohn. Dagegen du Armer, wenn du Jesus antwortest: Geh' mir weg mit deinem Gottesreich!, handelst du da nicht wahnwitzig? Wirfst du nicht das letzte Brett weg, das dich aus dem Schiffbruch retten könnte?

Und die, die nicht wirklich arm sind? Sollte für sie aus der Rede Jesu nichts abfallen? Doch, der Herr treibt kein Ansehen der Person, ihm sind alle gleich lieb, Reiche und Arme. Nikodemus ist gewiß ein vornehmer Herr gewesen. Hat ihn Jesus zurückgewiesen, weil er ein schönes Kleid anhatte und nach Salböl duftete? Oder ist Jesus unter der Türe des Zachäus umgekehrt und hat gesagt: hier ist es für mich zu vornehm, ich vermisse den Geruch der armen Leute? Keineswegs, er hat sich an der reichbesetzten Tafel niedergelassen, den Hausherrn freundlich angesehen und gesagt: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren. Auch für die Reichen ist das Himmelreich da, aber sie müssen *der Gesinnung nach arm* werden, das heißt sich wie die Armen bedürftig fühlen an allen wahren Gütern und empfänglich wie sie.

Mit dem Worte Jesu über die Armen ist es gerade so wie mit seinem Wort über die Kinder. Wenn er sagt: der Kinder ist das Himmelreich, so meint er doch nicht, daß nur jene ins Himmelreich kommen, die Kniehöschen tragen, sondern er meint: wer seine Lehre nicht aufnimmt mit der geraden Gesinnung eines Kindes, der kann nicht zu den Seinen gehören. Damit will er den Alten sagen: das seelische Altwerden ist eine Unart. Freilich, die Wangen bleiben nicht immer glatt, sie werden runzlig. Aber die Seele muß darum nicht auch runzlig werden, und wenn ein Mensch vor Alter engbrüstig wird, muß er doch nicht auch engherzig sein. Gerade so ist es mit dem andern Wort. Er sagt den Wohlhabenden: Wenn ihr das Reich Gottes nicht nehmt wie ein Armer, das heißt

euern Geldstolz nicht ablegt und euch als arm und elend fühlt in euerer Schwäche und Sündennot, so werdet ihr nimmermehr hineinkommen. Und warum sollten die Besitzenden nicht auch bedürftig und empfänglich sein? Gibt ihnen denn der Reichtum Seelenfrieden, stillt er die Bedürfnisse des inwendigen Menschen, schafft er ihrem Gewissen Ruhe, stillt er den Durst nach ewigem Leben?? Haben die Reichen nicht auch nötig, daß zu ihnen in der heiligen Nacht von den goldenen Sternen her der himmlische Lobgesang niederströme, der dem Menschengeschlecht Frieden verheißt? — Wir wollen alle miteinander in der heiligen Nacht bedürftig und empfänglich sein und in die Finsternis hinausrufen: wir sind so arm und bedürfen deiner, komm heiliger Christ und mache uns reich!

## Weihnachtsabend.

Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll,
Der Kinder denkend, die ich ließ zu Haus.
Weihnachten war's; durch alle Gassen scholl
Der Kinderjubel und des Markt's Gebraus.

Und wie der Menschenstrom mich fortgespült,
Drang mir ein heiser Stimmlein in das Ohr:
„Kauft, lieber Herr!" Ein mag'res Händchen hielt
Feilbietend mir ein ärmlich Spielzeug vor.

Ich schrack empor, und beim Laternenschein
Sah ich ein bleiches Kinderangesicht;
Wes Alters und Geschlechts es mochte sein,
Erkannt' ich im Vorübertreiben nicht.

Nur von dem Treppenstein, darauf es saß,
Nur immer hört' ich, mühsam, wie es schien,
„Kauft, lieber Herr!" den Ruf ohn' Unterlaß;
Doch hat wohl keiner ihm Gehör verlieh'n.

Und ich? — War's Ungeschick, war es die Scham,
Am Weg zu handeln mit dem Bettelkind?
Eh' meine Hand zu meiner Börse kam,
Verscholl das Stimmlein hinter mir im Wind.

Doch als ich endlich war mit mir allein,
Erfaßte mich die Angst im Herzen so,
Als säß mein eigen Kind auf jenem Stein
Und schrie nach Brot, indem ich entfloh.

Th. Storm.

# Ein unerschrockener Hofprediger.

Von Pfarrer A. Bl.

(Schluß.)

An zwei Jahre hatte Johannes bereits als Herold des Messias diesem die Wege bereitet, als seine Tätigkeit durch die Einkerkerung plötzlich unterbrochen wurde. Der Bußprediger täuschte sich jedenfalls nicht über sein zukünftiges Schicksal, er sah das Todesschwert, das wie an einem Faden über seinem Haupte hing, voraus. Zwar vorläufig war für seine persönliche Sicherheit noch nichts zu fürchten. Der gegen sich selbst so strenge Mann mit seinem unbeugsamen Gerechtigkeitssinn imponierte dem königlichen Lüstling selbst noch in Banden. War er doch der einzige, dem der König am Hofe und in seiner ganzen Umgebung Achtung zollen konnte, ja mußte. Liebe ist ein freiwilliges Geschenk, Achtung dagegen kann man sich erzwingen. Dazu kam die Furcht vor dem Volke, bei dem Johannes im höchsten Ansehen stand. Der Tetrarch hätte also aus sich niemals gewagt, den Propheten Gottes umzubringen, so lästig ihm dieser auch war. Aber er war ein willenloses Werkzeug, ein Spielball in der Hand seiner Konkubine. Sie wußte das und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um ihr Racheziel zu erreichen. Sie fühlte, der blasse Mann im Kerker konnte ihrer noch nicht befestigten Stellung gefährlich werden.

Diese Gelegenheit sollte sich unverhofft bieten, als Herodes, im Begriff in den Krieg zu ziehen, den Offizieren seines Heeres und den Vornehmen von Galiläa zur Feier seines Geburtstages auf dem Schlosse Machärus ein Fest gab. Der Luxus und die Prachtliebe der Herodier bürgte dafür, daß man bei diesem Gelage nichts vermissen werde, was römische Feinschmeckerei und griechische Sinnlichkeit sich ausdenken konnten. Tänzer und Tänzerinnen waren damals sehr gesucht, und ein Gastmahl galt als unvollständig, das nicht mit einer pantomimischen Vorstellung endigte. Herodias hatte schlau für ein Schauspiel gesorgt, das den König und seine Gäste entzücken mußte. Als das Bankett bereits vorüber war und die Teilnehmer vom Weine glühten, trat Salome, die Tochter der Herodias, in ihrer blendenden jugendlichen Schönheit in den Prunksaal und führte einen griechischen Einzeltanz aus, der den König und die ganze Tafelrunde zu stürmischem Beifall hinriß. Der Fürst

wollte sich generös zeigen gegen das Mädchen, das sich als geborene Prinzessin zur Mime herabgewürdigt hatte — die ganze Sippe der Schauspieler war verachtet —, und tat nach heidnischer Weise einen Schwur, daß er ihr jeden Wunsch erfüllen wolle, selbst wenn sie die Hälfte seines Königreiches verlangen sollte.

Herodes wußte wohl, daß er ohne Zustimmung der Römer keine Hufe Landes abtreten durfte, nicht einmal der Königstitel stand ihm im offiziellen Verkehr mit jenen zu. Das Versprechen des „halben Königreiches" kommt deshalb auf Rechnung einer übermütigen Prahlerei oder bereits eingetretener Trunkenheit zu stehen. Auch mochte der Tetrarch erwarten, daß das Mädchen etwas Vernünftiges, etwa einen Schmuck oder ein Prunkkleid oder sonst etwas dem Weibe Begehrliches verlangen werde. Wie mag er daher erschrocken sein, als die Tänzerin nach kurzer Beratung mit ihrer Mutter wieder vor ihn trat und mit Dringlichkeit sprach: „Ich will, daß du mir sogleich auf einer Schüssel den Kopf Johannes des Täufers gebest!" Eine jähe Blässe schießt über das vom Wein erhitzte Gesicht des Königs. Die tolle Lustigkeit verstummt für Augenblicke, er kämpft mit sich, man bemerkt seine Verlegenheit. Jetzt ist es vorüber, — ein momentanes Unbehagen! Er winkt dem Obersten der Leibwache, der sich mit einer tiefen Verbeugung entfernt. Kurz darauf bringt ein Scherge zum Entsetzen der Gäste ein abgeschlagenes, mit Totenblässe überzogenes Haupt in den Saal. Es wird auf eine Schüssel der königlichen Tafel gelegt, die Tänzerin nimmt die scheußliche Trophäe in Empfang und bringt sie ihrer Mutter. Was die Megäre damit angefangen, wissen wir nicht. Den Leichnam aber wußten sich die Jünger des Johannes zu verschaffen, sie bereiteten dem treuen Meister ein ehrenvolles Begräbnis. Jeweilen am 29. August begeht die Kirche das Gedächtnis seines tragischen Todes.

So ist das große Licht im Blute erloschen. Jesus war in der Nähe; aber er rührt keine Hand, um den Täufer zu retten, er läßt ihn einfach untergehen. Es gibt Führungen und Fügungen im Reiche Gottes, an denen unsere menschliche Klugheit jämmerlich zuschanden wird. — Der Dienst des Johannes war ein Dienst der Wahrheit. Er hat dem Fürsten mutig ins Angesicht gesagt, was vor Gott nicht recht ist. Er hat die Sünde des Ehebruches, wenn sie von einem Großen begangen wird, nicht als eine „noble Passion" entschuldigt,

denn er anerkannte nicht zweierlei Moral, eine Herrenmoral und eine Volksmoral. Dieser Dienst der Wahrheit wird ungern gesehen und ist ein undankbares Geschäft. Verfolgung ist ihm immer gewiß, gelegentlich führt er in Not und Tod; der Fall des letzten Propheten hat mehr als ein Gegenstück in der Weltgeschichte.

Die Zeugen der Wahrheit kann man erwürgen, die Wahrheit selbst nicht. Sie ist eine göttliche Kraft und daher unzerstörbar; sie wirkt fort am Menschenherzen, auch wenn der Zeugenmund, der sie verkündete, längst geschlossen ist. Das sehen wir an Herodes. Die vergewaltigte Wahrheit wurde für ihn zu einer Quelle beständiger Gewissensbisse, fortgesetzter Gespensterfurcht und zuletzt eines Endes mit Schrecken. Als er von Jesu Auftreten hörte, glaubte er, der enthauptete Prophet gehe als Geist um und trachte ihm nach dem Leben. Aber nicht Johannes, Herodias war der böse Geist seines Hauses geworden. Ihr Ehrgeiz führte in der Folge auch tatsächlich seinen Untergang herbei. Nicht wegen dem Titel einer Vierfürstin war sie mit ihm durchgebrannt: Königin wollte sie werden. Nach seiner Niederlage im Kriege gegen Aretas setzte sie dem Antipas so lange zu, mit ihr nach Rom zu reisen und sich bei Kaiser Caligula um den Königstitel zu bewerben, bis er endlich gegen seine bessere Einsicht nachgab. Seine Befürchtungen bestätigten sich voll und ganz. In der Raubtierfamilie der Herodier gab es keine Treue, nicht einmal unter den nächsten Blutsverwandten. Herodes Agrippa, der Bruder der Herodias, half der Schwester und dem Schwager bei ihrem Vorhaben nicht nur nicht, sondern sandte vielmehr einen Freigelassenen nach Rom, um den Antipas verräterischer Absichten zu zeihen. Die Intrigue war gut angelegt; Herodes vermochte sich nicht von der Anklage zu reinigen und wurde im Jahre 39 nach Christus nach Gallien verbannt. Dort starben beide in Schande und Dunkel.

## Weihnachtsrundschau.

Kinder — mit mancherlei zu hobelnden Ecken und Unebenheiten —, waren wir in den Adventstagen stets viel lenksamer und machten täglich die allerbesten Vorsätze. Wurde es einmal etwas lauter in der Kinderstube oder drohte die Geschwisterliebe

in die Brüche zu gehen, so genügte zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes die erste mütterliche Ermahnung. Wir glaubten fest, daß die Ungehorsamen keine Weihnachtsgaben vom Christkindlein bekommen, die Braven, ja alle Braven aber nicht leer ausgehen würden.

Da kam etwas, was uns stutzig machte und für das keines von uns eine Erklärung hatte.

Als am Weihnachtsabend unser Bäumchen in hellem Lichterglanze stand, lugten des armen Nachbars Marieli und der Seppli verlangend durch unsere Fenster. Der Seppli glotzte, die Hände in den Hosentaschen, sprachlos auf die Herrlichkeiten. Marieli erklärte schüchtern: „'s Christkindlein ist nicht zu uns gekommen"...

Da mußte es doch sicher etwas vergessen haben... Doch nein, so was konnte ja dem Christkindlein nicht passieren. Aber gesehen hatte es ja doch gewiß, wie der Seppli aus dem Wald für seine Mutter große Bürden Reisig heimschleppte, und wie das Marieli für die noch Kleinern das beste Mütterlein von der Welt war.

„Dem Marieli und dem Seppli hat 's Christkindlein den Weihnachtsbaum im Himmel aufgespart, einen ganz besonders schönen," verdeutete uns die Mutter. „Aber es will, daß alle Kinder, denen es etwas bringt, mit den andern teilen."

Dafür waren wir zu haben. Es war schwer zu erraten, ob die Gebenden oder die Empfangenden an jenem Abend glücklicher einschliefen.

Daß es einmal einen Ausgleich gibt, diese Zuversicht mag, wo sie festen Grund gefaßt, die vom Schicksal Verkürzten mit ihrem Lose aussöhnen. Wollen aber die Sonntagskinder bei diesem Ausgleich im Himmel droben nicht leer ausgehen, so darf ihnen das Gerechtigkeitsgefühl der Kinder nicht abhanden kommen, das sie dazu treibt, hienieden die scharfen Kontraste zwischen Reich und Arm zu mildern.

In der Festtage Freuden vergessen so manche, daß es viele gibt, denen kein Lichtlein glänzt und daß neben den lichthellen Räumen Anderer die Schatten im eigenen Kämmerlein viel dunkler erscheinen. Wer den Hunger nicht kennt, Hunger nach dem täglichen Brot, Hunger nach ein wenig Liebe und ein bißchen Glück, der kann es wohl kaum ermessen, wie bitter dieser ist, zumal wer nie verborgenem Elend nachgegangen, wer nie versucht hat,

eine Träne zu trocknen oder einem von der Härte des Schicksals verschlossenen Herzen beizukommen und den Eisbann, der es gefangen hält, zu lösen.

Weihnachten löst heutzutage eine Summe von Wohltätigkeiten aus; Vereine verschiedenster Flagge und auch Private veranstalten Armenbescherungen, so daß viel Arme (bei denen es auch Spekulanten gibt) nicht nur ein-, sondern mehrmals beschenkt werden, und man wähnen möchte, es gehe niemand mehr leer aus. „Man" hat sich auch beteiligt mit Gaben, vielleicht da und dort sogar mit Uebernahme von Arbeit. Oder man hat viel Geldmittel aufgewandt bei Veranstaltung oder Besuch eines Wohltätigkeitsbazars. Dieser letztere, modern gewordene Weg der Wohltätigkeit ist und bleibt ein Umweg. Warum nicht direkt zu den Hütten der Armen, warum müssen die Gaben erst durch die geschmückten Lokale der Festlichkeiten wandern und dann erst parfümbehaftet in die Hände der zu Beglückenden gelangen? Man wird erwidern, daß man auf diese Art viel größere Summen zusammenbringt und viel kräftiger unterstützen kann. Es mag sein, — aber es ist und bleibt eine Konzession an die Vergnügungssucht, die auch zu ihrem Rechte kommen will, anstatt daß man nur mit der reinen Absicht, zu helfen oder zu lindern, eine Summe auf den Opferaltar der Liebe legt. Man kauft sich ein Vergnügen und läßt nebenbei die Brosamen der Reichen für die Armen abfallen. Welcher Edelmut!? Kennst du die Not, der zulieb du dich amüsiert hast? Kaum hat sich das Bild des Elendes und der Dürftigkeit in diese lichthellen, blumengeschmückten Wohltätigkeitsräume hineingewagt. Das Eine und das Andere sind zwei ganz getrennte Sphären. Dabei bleibt aber noch manches verborgene Elend ungekannt und ungeahnt. In diesen Weihnachtstagen spüren wir solchen nach. — Familie N. hat bessere Tage gesehen. Da kam eine Geschäftskrise. Der Vater hat im Stillen gekümmert, gesorgt und das Aeußerste verzweifelt gewagt und ist über dem Ruin selber zusammengebrochen. Wacker nahm die Witwe mit ihrer Tochter den Lebenskampf auf. Man schränkt sich aufs Aeußerste ein und greift nach Erwerb. Für die Tochter würde sich eine Stelle finden, aber sie kann die blaß gewordene Mutter nicht verlassen. Für ein Geschäft macht sie Häkelarbeiten um einen Hungerlohn. „Ob man ihr nicht etwas aufbessern würde," wagt sie zu bemerken. Aber man ist nicht in Ver-

legenheit wegen Arbeiterinnen. Es sind genug Damen besserer Stände, die die angenehme Heimarbeit zur Kurzweil betreiben und sich etwas Nadelgeld machen — für kleine Weihnachtsüberraschungen. — — Als Weihnachtsüberraschung für die beiden Frauen bringt der Bote die Wohnungskündigung.

Im Hause des reichen Kaufmanns hat ein Damenkränzchen Armenbescherung mit nachheriger obligater Soiree. Nach spätem Aufbruch soll das Zimmermädchen den Saal wieder blink und blank machen; denn morgen ist großes Familien-Diner. Es läutet zur Mitternachtsmesse, — zum erstenmal, seit Käthchen christenlehrpflichtig ist, kann sie die Christmesse nicht besuchen. Was würde die Mutter sagen? Müde erhebt sie sich am Morgen nach kurzer Ruhe, — schon ist es zu spät für den Frühgottesdienst. „Käthchen, wo bleibst?" ruft schon die vielbeschäftigte Köchin. Bis zu später Nachmittagsstunde ist sie eingespannt, an Püffen fehlt es in der schwülen Küchenatmosphäre nicht. Am Abend gehen die Herrschaften aus. Käthchen hilft noch beim Ankleiden, dann hat sie frei; „es ist ihr auch was zu gönnen". — Der Brief an die Mutter ist Käthchens Weihnachtsfreude: „Ich habe von der Herrschaft ein Kleid geschenkt bekommen. Aber Weihnachten und kein einziges Mal in der Kirche. . . ." Dann stockt die Feder; das Herz und die Augen sind dem Mädchen schwer geworden. —

Der Frauenverein hält Wahl über die zur Weihnachtsbescherung zu notierenden Kinder. Des Maurerfranzen kommen an die Reihe. „Die Kinder sind ganz gut angezogen," weiß die Eine, „sie scheinen auch recht genährt," die Andere. „Den Aeltesten wollen sie sogar studieren lassen, er geht in die Sekundarschule,", „und der Mann leistet sich seine Schoppen," wird noch ergänzt. Damit ist die Frage entschieden. — Und die Kehrseite? Die gute Frau putzt, wascht, flickt und näht noch für andere Leute bis spät in die Nacht hinein. Sie rechnet und teilt ein, damit den Kindern Milch genug wird und Brot und zuweilen eine kräftige Hafersuppe, zumal dem Aeltesten, der für seinen weiten Schulweg nur das kurze Mittagsbrot hat, das ihm die Mutter ins Schulränzchen packt. Die gute Mutter gönnt sich selber nur das Allernötigste. Wenn nur der Vater nicht all! seinen Verdienst ins Wirtshaus trüge! „Weißt, Mutter, wenn ich einmal Schulmeister bin, dann mußt's besser haben!", tröstet zuversichtlich der verständige Jakoble. Aber 's geht noch so lang — und der Mutter Kraft ist mit einem Mal verbraucht. Sie liegt in

heftigen Fiebern. Als sie ruhiger wird, schleicht sich der Knabe hinaus. Wie er wieder zurückkehrt, räumt er seine lieben Bücher zusammen. Nach den Weihnachtsferien geht er nicht mehr zur Schule. — Der Fabrikherr gibt ihm täglich 1 Fr. 50 Anfangslohn. Der Mutter drückt des Kindes Opfer das Herz fast ab, — aber sie sieht keinen Ausweg. . . .

Im Hinterhause wohnt die lahme Beth mit Lene, ihrer Schwester. Das Zimmer ist reinlich, aber etwas nüchtern. Mangel müssen die Schwestern auch nicht leiden. Die Beth hat von der Krankenkasse und von der Gemeinde ihr Tägliches; Lene kann es jeden Samstag holen. Diese kann ungestört der Kundenarbeit nachgehen. Daneben besorgt sie Beths Pflege recht, aber kurz. Am Mittag kocht sich die Kranke einen Kakao, Lene stellt ihr alles Nötige vors Bett, und am Morgen und am Abend ist sie ja wieder zur Hand. Aber die Stunden gehen so läßig, zumal an den langen Abenden. Als es Beth vor manchem Jahr mit einem heftigen Anfall packte, kamen die Leute fleißig nach ihr zu sehen, noch ehe sie stürbe. Aber sie starb nicht, nur vergessen ward sie allmählich; die Leute gewöhnten sich dran, daß man sie nicht mehr rufen konnte, die allzeit Hilfbereite, wenn jemand zu pflegen war oder wo man zu taufen hatte. Nur der Herr Pfarrer machte seine regelmäßigen Besuche und dafür war die Verlassene so dankbar. Aber dazwischen gab es so viel lange und einsame Stunden, und wie oft tut es sie verlangen nach einem Kapitel aus der „Nachfolge Christi" oder aus den „Kreuzesblüten"; sie selber sieht mit den trüben Augen selbst den großen Druck nicht mehr. O, wenn nur heut' am Christabend ihr jemand den Liebesdienst täte und zum alten Kripplein die Lichtlein fügen wollte!

Von der Straße hört sie das geschäftige Treiben der Menschen und jetzt mußte drüben im Schulhaus die Weihnachtsbescherung beginnen. Von Kinderstimmen gesungen, tönt es herüber: O du fröhliche, o du selige . . . ! Beth will ja vorliebnehmen mit dem, was der Schall an Weihnachtsjubel zu ihr hinüber trägt, aber sie sagte dem Christkind doch die Bitte: „Laß mich bald mein vergessenes Kämmerlein mit deinen Wohnungen vertauschen".

Noch einer Verlassenen sagen die Weihnachtsglocken, daß es heiliger Abend sei, der einst das Kinderherz selig machte. In einer dunkeln, vergitterten Zelle sitzt das arme Menschenkind, bar an

Fried' und Freud'. Das hübsche Gesicht hat die jugendliche Schöne zum Falle gebracht. Den greisen Eltern die Schande zu ersparen, hat sie in einem Momente der Verzweiflung dem armen Würmlein das Leben, das kaum gegebene, genommen. Nun büßt sie das Vergehen mit gerechter Strafe. Und dann! — wie ist der Lebensweg so dunkel, wohin soll die Geächtete sich wenden? O, daß Barmherzige in edelster Schwesterliebe den noch glimmenden Funken schüren und in das Dunkel einer gefallenen Menschenseele die rettende Weihnachtsbotschaft bringen möchten: daß selbst den Verirrten wieder Friede wird, wenn sie wiederum guten Willens sind.

Gesegnet! wer in den Weihnachtstagen nicht nur für jene Gaben hat, die am Wege stehen, sondern der in das Dunkel verborgenen und vergessenen Leides den Lichtstrahl der erbarmenden Liebe bringt. —.

## Erziehung in Haus und Schule

### Es liegt ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel!

Von Dr. Otto Thraenhart, Freiburg i. Br.

(Nachdruck verboten.)

Wirklich reizend sieht das geschickte Spielen der kleinen Kätzchen aus, wenn sie das Knäuel oder den Ball geschickt haschen, dann wieder wegrollen lassen, sich leise heranschleichen und in sicherem Sprunge fangen. Aber der „Katzen Spiel ist der Mäuse Tod." Instinktiv suchen die Jungen im Spiel die Gelenkigkeit, Gewandtheit und Sicherheit zu erlangen, welche sie später zum Erhaschen der Beute, zur Ernährung, zum Lebensunterhalt brauchen. Das erfordert immer wiederholte Uebung während der ganzen Jugendzeit, denn nur „Uebung macht den Meister".

Anders wieder spielen junge Hunde. Da ist ehrliche Kampfesnatur, ein offenes Drauflosgehen im Raufen und Balgen. Sie scheinen in albern-läppischer Weise zwecklos nach einander zu schnappen, aber man erkennt bald, daß sie nur nach den ungeschützten Weichteilen der Spielgefährten beißen, nach Hals und Unterleib, oder ihn am Hinterfuß zu packen und hinzuwerfen suchen, oder ihm auf den Nacken springen; dann kommt wieder Umherjagen in rasendem Lauf, ein Verfolgen und Fangen. Langer Uebungen bedarf es, bis der Hund in allen diesen Fähigkeiten die nötige Fertigkeit besitzt, welche er im späteren Lebenskampfe braucht.

Die jungen Füchslein wieder spielen vor ihrem Bau reizend Verstecken, Schleichen und Haschen. Hinter Bäumen, Aestchen, Laub und

Erdhügel ſchleicht ſich Klein-Reineke an ſein Brüderchen heran und packt es in ſicherem Sprunge im Nacken. Auch hier wieder im kind'ſchen Spiel die Vorübung auf den grauſamen Ernſt der Zukunft, das Einüben der Liſten, die zum Lebensunterhalt durchaus nötig ſind.

Mit dem Menſchenkindlein iſts ebenſo. Der Frau natürliche Beſtimmung und Beruf iſt die Mutterſchaft und die Kinderpflege, „ſie ſchaltet weiſe im häuslichen Kreiſe.“ Im Spielen der kleinen Mädchen offenbart ſich dies. Mit rührend mütterlicher Fürſorge mühen ſie ſich um ihre Kindlein, die Puppen. Dieſe werden gewaſchen und gekleidet, ſorglich gebettet und gepflegt. Was das Mädchen von der Mutter abgelauſcht und abgeſehen in der häuslichen Beſchäftigung, macht es in ſpielender Arbeit nach: es wäſcht und kocht für die Puppen, klopft ihre Bettchen und reinigt ihre Kleidchen. Seinen Körper bildet das Mädchen inſtinktiv zur Mutterſchaft vor. Durch Hüpfen, Tanzen, Seilſpringen kräftigt es Hüften und Becken, verleiht ihnen die naturnotwendige Geſtaltung und ihren Gelenkbändern Zähigkeit und Geſchmeidigkeit.

Anders der Knabe. „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben.“ Die Natur bereitet ihn durch Uebung im Spiel darauf vor. In ungeſtümem Tatendrang bekämpfen die Knaben einander als Soldaten und Feinde, oder ſtreiten um die Siegespalme als „Räuber und Gendarm.“ Dabei werden alle Muskeln geübt und gekräftigt: durch Laufen und Springen die Beinmuskeln, durch Werfen und Schlagen die Armmuskeln, durch Ringen und Balgen die geſamte Körpermuskulatur, ſowie Lungen und Herz. Wie das Mädchen auf der Mutter Arbeiten durch Nachahmung ſich vorbereitet, ſo der Knabe auf die des Vaters. Bald ſpielt er Kutſcher und Pferd, bald Lehrer und Schüler, bald Kaufmann in ſeinem Laden, bald Baumeiſter mit ſeinen Bauſteinen. So übt und ſtählt er im Spiele ſeine Fähigkeiten für die Lebensarbeit als Mann. Und beide, Knabe und Mädchen, ſind ſtets ganz bei der Sache; ſie treiben ihr Spiel mit Ernſt und Hingebung, wie nur ein Mann ſeine wichtigſten Berufsgeſchäfte beſorgt.

Spielen iſt eine Lebensnotwendigkeit für das Kind. Daher müſſen die Eltern ihre Kinder von klein auf viel ſpielen laſſen und ſpäter ſie nicht davon abhalten mit den Worten: Dazu biſt du ſchon zu groß. Auch muß man ihnen nie vorſchreiben, was oder womit ſie ſpielen ſollen, denn nur Selbſtgewähltes erfreut wirklich und bringt wahrhaften Nutzen. Aber beobachten möge man ſie öfter ganz unmerklich. Ein altdeutſches Sprichwort ſagt: „Am Spiel erkennet man, was in Einem ſteckt.“ Manche Kinder bevorzugen häusliche Spiele im ruhigen Zimmer, bei welchen geiſtige Ueberlegung oder der Hände Geſchicklichkeit zur Anwendung kommen; manche wieder wollen fortwährend körperlich tätig ſein, ſich ausarbeiten und herumwirtſchaften. Für die Wahl des Berufes iſt dieſe verſchiedene Liebhaberei von großer Bedeutung. Daher mögen die Eltern ihr Augenmerk darauf richten und ſtets bedenken: Es liegt ein tiefer Sinn im kind'ſchen Spiel!

# Aus der Gesundheitslehre

## Krankenbesuche.

Wenn der denkende Mensch durch vernünftige Abhärtung, durch Mäßigkeit im Essen und Trinken, durch gesunde Wohn- und Schlafräume, durch Abwechslung von Arbeit und stärkender Nachtruhe manche Krankheiten an seinem Leibe verhütet hat, wird er in seiner nähern oder weitern Umgebung noch genug Leidende und Kranke treffen, denen er ein lieber Bote des Trostes und der Hilfe sein kann. Er versetze sich im Geiste immer an die Stelle des Kranken. Willkommen sind am Krankenbette immer die aufheiternden Besucher, welche durch ihr Geplauder, durch anregende Unterhaltung Abwechslung in die Krankenstube bringen, wodurch der Leidende seine Schmerzen für einige Zeit vergißt. Die Heiterkeit des Besuchers darf aber keine gekünstelte sein. Helles Lachen und triviale Scherze passen nicht in das Krankenzimmer, ebensowenig farbenreiche Erzählungen über Vergnügungsfahrten, Tanzanlässe, Lustbarkeiten. Der Leidende ist vielleicht ein noch junger Mensch, der seine Hilflosigkeit umso schmerzlicher empfindet.

Aber auch diejenigen Besucher, die mit Trauermiene und langen Falten auf dem Gesichte wie ein Unglücksrabe die Schwelle des Gemaches überschreiten, verfehlen gänzlich ihren Zweck. Sei munter mit dem Kranken, seufzen und jammern kann er allein; rede mit ihm von Gottvertrauen und Hoffnung, nicht aber vom Lose dieses oder jenes Bekannten, der frühzeitig das Opfer seines Lebens geben mußte. Der Kranke nimmt jedes Wort auf die Goldwage. Traurig schließt er die Augen, wenn er aus törichtem, schwatzhaftem Munde vernimmt, daß N. N. an den Folgen einer Operation oder wegen eingetretenen Komplikationen gestorben sei. Der Patient, der sonst tapfer und mutig einer Operation entgegensah, wird ängstlich, aufgeregt — wer kann es ihm verargen?

Am törichtesten handeln jene Fraubasen, die ihre Teilnahme durch allerlei Bemerkungen kund zu tun glauben: „Wenn es dir nur nicht geht wie deinem Vater oder deiner Mutter“ — „Du bist nicht gut zweg, so hat deine Schwester auch angefangen“ — „Dein Freund ist auch an dieser Krankheit gestorben, aber du bist noch jung, hast ein gesundes Herz, bei dir ist so etwas nicht zu befürchten.“

Lüge den Kranken niemals an, aber verschweige ihm, was ihm wehe tut und sage ihm, was ihn freuen, trösten, ermutigen kann. Zeige deine Teilnahme in Werken und Liebesdiensten, überreiche dem Patienten eine schöne Blume, eine Gartenfrucht, ein liebes Bild, eine Ansichtskarte der Heimat etc. Bei Schwerkranken genügt ein freundliches Wort, mit dem Wunsche für gute Besserung — und dann nimm Abschied. Jeder längere Krankenbesuch ist hier vom Uebel und dem Leidenden zur Qual. Auch bei denjenigen Kranken, die ein langwieriges Schmerzenslager durchzumachen

haben, soll der Besuch nicht zu lange ausgedehnt werden. Oft erhält der Patient, besonders an Sonntagen, zu viele Besuche und sinkt am Abend müde, reizbar, heruntergestimmt auf das Kissen zurück. Am Montag hat er wieder nur allzuviel Zeit und Muße, über seine traurige Lage nachzudenken.

Selbst Rekonvaleszenten haben bei ihrem geschwächten Organismus allerlei Launen und Grillen und sind für die nächste Umgebung schwer zu behandeln. Predige und widerspreche ihnen nicht, sei lieb, sei geduldig mit ihnen, auf daß andere einst mit dir auch Geduld haben. Bedenke: Kurz ist oft das Leben, kurz oft Sonnenschein und Glück, lange aber ist die Krankheit, schwer die Leiden, schmerzlich der Tod. Gottes Gebote aber sind die gleichen, ob sie die Reinheit deiner Seele, den Adel deines Gemütes oder die Gesundheit deines Leibes anbetreffen. Die Religion und die Gesundheitspflege geben dir Ermahnungen in allen Lebensverhältnissen: „Was du willst, das die Leute dir tun, das tue auch ihnen!“ und „Wirken für andere, ist die Quelle des eigenen Glückes, schmücke jeden Tag mit einer guten Tat, so werden deine Freuden ewig sein!“ T. G.

# Haus und Herd

Mein Haus ist meine Burg

## Küche.

**Schokoladebrötchen.** 3 Eiweiß werden zu steifem Schnee geschlagen. Man gibt dann 170 gr feinen Zucker, 120 gr gemahlene und feingesiebte Mandeln oder Haselnüsse, 120 gr geriebene Schokolade und 60 gr Mehl dazu und arbeitet alles miteinander zu einem Teig. Der Teig wird auf bemehltem Brett fingerdick ausgewellt, nun die Brötchen ausgestochen und auf ein angestrichenes Blech gelegt. Man backt sie in mittlerer Hitze. Nach dem Backen kann man die Brötchen glasieren. Salesianum.

**Vanilleschnitten.** 120 gr Mehl, 90 gr Butter, 30 gr Zucker, 2 Eigelb und etwas Vanille wirkt man zusammen auf dem Brett zu einem Teig an. Man wellt ihn bleistiftdick aus, schneidet ihn zu länglichen Schnitten, legt sie auf ein bestrichenes Blech und backt sie in mittlerer Hitze. Nach dem Backen werden sie mit Vanilleglasur glasiert. Salesianum.

**Braune Schnitten.** 180 gr Brösel (Bisquit oder Weckli), 60 gr Zucker, 60 gr gemahlene Mandeln oder Haselnüsse, 1 Messerspitz Zimmt, ½ Messerspitz Nelkenpulver, etwas feingeschnittenen Orangeat und 20 gr Mehl werden auf dem Brett mit 2 Eiern zu einem Teig angewirkt. Man wellt ihn bleistiftdick zu einem Streifen aus, bestreicht ihn mit Eiweißglasur, schneidet längliche Schnitten davon, legt sie auf ein bestrichenes Blech und backt sie in mittlerer Hitze. Salesianum.

**Anisringli.** 120 gr feiner Zucker wird mit 3 ganzen Eiern mit dem Schwingbesen schaumig geschlagen. Man gibt dann 1 Kaffeelöffel erlesenen Anis

und 120 gr Mehl bei. Mittelst Spritzsack und glatter Tülle dressiert man Ringe auf ein angestrichenes Blech, läßt sie etwas trocknen, bestreut sie mit Grobzucker und backt sie in mittlerer Hitze. Salesianum.

## Häusliche Ratschläge.

Aus **Marmor** entfernt man **Tintenflecken** mit einer in verdünnter Salzsäure getauchten kleinen Bürste, da aber die Säure sowohl Marmor wie das Eisenhaltige der Tinte angreift, muß man sehr rasch verfahren und indem man sofort mit Wasser gut nachspült. **Fettflecken** entfernt man aus Marmor durch Aufstreichen eines Teiges aus gebrannter Magnesia und Benzin. Man läßt den Teig bis zum völligen Trocknen auf den Flecken liegen und wiederholt das Verfahren, bis diese gewichen sind.

**Rotweinflecken** aus Tischwäsche lassen sich, wenn sie noch frisch sind, leicht ausbringen, wenn man sie einige Zeit in lauwarmer Milch liegen läßt. Oder man legt die befleckten Wäschestücke, nachdem sie gewaschen und noch besonders eingeseift sind, an die Sonne, indem man sie stets wieder befeuchtet, sobald sie trocken geworden sind. Gut ist es, jeden Morgen, ehe man sie an die Sonne legt, sie mit heißem Wasser zu begießen.

**Kleistergeruch** in neu tapezierten Zimmern läßt sich heben durch Räucherung mit Wachholderbeeren. Nachdem man Fenster und Türen geschlossen hat, bringt man in ein feuerfestes Gefäß glühende Kohlen hinein, auf die man einige Hand voll Wachholderbeeren streut. Nach etwa 12 Stunden öffnet man Fenster und Türen zur gründlichen Durchlüftung.

## Hausmittel.

Ein ausgezeichnetes Mittel zum Vertreiben von Frostbeulen ist Collodium.

Der **Dyphtheritis** bei Kindern kann man vorbeugen, wenn man die Kinder daran gewöhnt, jeden Abend vor dem Schlafengehen mit gewöhnlichem schwachem Salzwasser zu gurgeln. Man gebe auf ein Trinkglas Wasser zirka zwei Messerspitzen Salz. Gurgelungen mit Salzwasser bei Hals- und Zäpfchenentzündungen, Salzdämpfe bei Heiserkeit und Salzwasser als Mundwasser bei blutendem Zahnfleisch und lockeren Zähnen sind sehr zu empfehlen.

## Zimmergarten.

**Das Reinhalten der Zimmerpflanzen.** Auf den Blättern der Pflanzen sammelt sich infolge der Zimmerreinigung, des Abwischens der Möbel u. s. w. Staub an. Die weiße, feine, leicht klebrige, fettige Beschaffenheit dieser Ablagerungsmasse auf den Blättern verhindert den gewöhnlichen Atmungsprozeß der Blätter, d. h. das Eindringen der Sonnenstrahlen und der Kohlensäure in das Blatt und die Folge davon ist, daß dasselbe nicht entsprechend arbeiten und die Pflanze ernähren kann. Dieser Staub muß sorgfältig entfernt werden. Bei großblättrigen Pflanzen kann das trocken geschehen mit einem weichen wollenen Tuche; noch besser ist es, hernach noch mit einem feuchten Schwämmchen nachzuwaschen. Auch mit feinen Tauspendern kann man leicht den Staub entfernen

und erzeugt damit zugleich die den Pflanzen sehr zukömmliche feuchte Atmosphäre. Bei starker Staublage sollte dem Bestäuben mit Wasser unbedingt trockenes Abwischen der Pflanzen vorausgehen. —

# Literarisches.

## Weihnachtsbücher.

Ein reifes, schönes Buch bietet Antonia Jüngst in ihrer historischen Erzählung: **„Gebeugt, nicht gebrochen"** (Heinrich Schöningh, Münster). In der feinen Form einer künstlerischen „Icherzählung", mit feiner Charakterzeichnung, in prächtiger Darstellung entrollt der Schreiber eines gräflichen Hauses fesselnde Bilder aus der Zeit der Hussiten- und Bauernwirren. —

Ein neues Reisebuch von Dr. Robert Klimsch schildert **„Spaniens Städte, Land und Leute"** nach Gegenwart und Geschichte, 176 Illustrationen, 1 Karte (Benziger & Cie., Einsiedeln; geb. Fr. 8. 75). Dieses Buch vermittelt einen umfassenden Ueberblick über die Geschichte Spaniens. Spaniens Kämpfe mit den Mauren, Held Cid, Kolumbus, Philipp II., Karl V., Ignatius von Loyola und seine Zeit leben wieder auf; wir wandeln durch die alten Moscheen und Burgen, die herrlichen Dome und die Denkmale der Gegenwart. Zum Schönsten gehören die Schilderungen über Kirchenbauten, über spanische Literatur und Malerei. Die Ausstattung ist vorzüglich, so daß das Buch auch nach dieser Seite hin eine warme Empfehlung verdient. —

Von E. von Handel-Mazzettis neuem Roman **„Stephana Schwertner"** ist als stattlicher Band der erste Teil **„Unter dem Richter von Steyr"** erschienen (Jos. Kösel, Kempten; geb. M. 5.—). Dieser Roman reiht sich nicht bloß ebenbürtig den frühern Schöpfungen der Dichterin an, sondern er übertrifft sie an Großartigkeit der Bilder und Kraft des Aufbaus. Als Ganzes betrachtet ist das Buch von einer in höchster Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit alles durchstrahlenden Kraft. Die Menschen sind hart wie das Felsgestein ihrer Berge und dazwischen Stephana Schwertner, kräftig und doch so zart wie eine Blume des jungen Frühlings. Die Gewitterschwüle, die leidenschaftlich bewegten Szenen, die Schauer der Pestzeit erfordern starke Nerven. Umso wohltuender wirken wieder Landschafts- und die idyllisch friedlichen Bilder eines im Glauben festen Innenlebens. In der Geschichte dieser Heldin wie in der Führung der Handlung und der künstlerischen Verteilung von Licht und Schatten hat die Dichterin ihr Bestes geschaffen. Hier ist sie einzig in ihrer Art. —

Von Handel-Mazzettis Jugendwerken sind bei Mecklenburg, Berlin, zwei Bände erschienen: einmal eine Sammlung reizvoller **„Weihnachts- und Krippenspiele"** mit einer objektiven Einleitung über ihr Schaffen und ihren Werdegang von J. Ranstl, und dann **„Napoleon II."** und andere Dichtungen in epischer und dramatischer Form. Höchst interessant ist es, in der Komposition und in vielen Einzelheiten die heutige Dichterin en herbe herauszufinden. —

Paul Kellers neues Buch **„Stille Straßen,** ein Buch von kleinen Leuten und großen Dingen" (Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft) kommt auf Weihnachten noch gerade recht. Es ist ein Seitenstück zu den „Fünf Waldstädten", ein originelles, in vielen Partien romantisches Werk. Frisch und poetisch, voll

überſprudelnder Luſtigkeit und doch voll ſinnigen Ernſtes ſind die fünf köſtlichen Dorfjungen-Geſchichten. „Die Schobermutter“ und „Der alte Vogel“ ſind unter den verſchiedenen ſchnurrigen Käuzen wahre Kabinettſtücke feinſinniger Menſchenſchilderung. So erzählt ein Dichter, vor deſſen ſonnigen Augen Natur und Menſchenherzen wie ein offenes Buch daliegen. —

Der neue Roman von Richard Voß, **„Dahiel der Konvertit“** (Deutſche Verlagsanſtalt, Stuttgart) erzählt die Geſchichte eines jüdiſchen Jünglings, der aus rein äußern Beweggründen ſich zum Chriſtentum bekennt und dann von Stufe zu Stufe ſinkt. Die Sprache iſt ſchwungvoll, mitunter etwas bombaſtiſch. —

Ernſt Zahns neuerer Novellenband: **„Was das Leben zerbricht“** (Deutſche Verlagsanſtalt, Stuttgart) iſt eines der gehaltvollſten Bücher des Verfaſſers und eines der beſten unter den diesjährigen Weihnachtsnovitäten. Hier iſt Zahn ganz in ſeinem Element. Wie ernſt und gediegen iſt dieſe Kunſt in „Stille Gewalten“! Wie pſychologiſch zart iſt die Entwicklung in der kurzen Skizze „Der Witwer“! Schlicht, natürlich und unaufdringlich iſt die Darſtellung, wo harte Realiſtik und die Untertöne einer rauhen Romantik ſich einen.

In **„Erzählungen aus den Bergen“** (ebenda) hat Zahn ſelber aus ſeinen geſammelten Schriften eine Auswahl für die Jugend getroffen, die wir gerade im Intereſſe unſerer höhern Schulen warm begrüßen. —

Alfred Huggenberger, der vor Jahresfriſt das bodenſtändige Buch „Das Ebenhöch“ (Huber, Frauenfeld) herausgab, ſchenkt ſeiner Leſergemeinde ſeinen Erſtlingsroman **„Die Bauern von Steig“** (Staackmann, Leipzig). Im Mittelpunkte ſteht eine urwüchſige, markige Bauerngeſtalt, in der Haß und Liebe gleich raſch und feurig emporlodern, und die ſogar am Haſſe noch „etwas Schönes“ findet. Nur wer die Bauern durch und durch kennt, wer ſelber unter und mit ihnen lebt, kann ſolche bodenſtändige Geſtalten ſchaffen. Die Darſtellung wirkt in ihrer ungeſchminkten Wahrheit und Einfachheit unmittelbar wie das Leben ſelber.

Lilli Haller, eine Bernerin, ſchrieb ein Buch: **„In tiefſter ruſſiſcher Provinz“** (Huber, Frauenfeld). Namentlich die zweite Erzählung, die viel eigenes Erleben ſpiegelt, gewährt Einblick in Kulturzuſtände, von denen wir kaum eine Ahnung haben. Nicht ohne Humor ſchildert hier eine Erzieherin ihre Reiſe in das Haus des Provinzjuden Bjelsky und ihre dreiwöchentliche Wirkſamkeit daſelbſt.

„Es geh, wie es geh — Wer da reffet, iſt feig.“ Dieſe Stelle der Fritjofsſage iſt das Motto, das Wilhelm Poncé über ſeinen Fiſcherroman von der Nordſee: **„Simon Külpes Kinder“** ſetzt (Grunow, Leipzig). Ergreifender iſt noch nie auf den drohenden Untergang einer Erwerbsbevölkerung hingewieſen worden. Der Roman läßt in die düſtern Bilder den kernigen niederdeutſchen Humor und ein gutes Teil Lebensweisheit hineinleuchten. —

Eine eigenartige Erſcheinung iſt Sophus Bonde. Sein Lebensgang iſt ſelber ein ganzer Roman. Als Schiffsjunge machte er eine Reiſe um die Welt, wurde Tiſchlerlehrling, Kellner, Tiſchlergeſelle und ſchließlich Meiſter in einer Möbelfabrik. Als ſolcher begann er zu ſchreiben und brachte vor Jahresfriſt „Schimannsgarn“, das überall gute Aufnahme fand. Sein neues Buch **„Im Scheine des Nordlichts“** (Deutſche Verlagsanſtalt, Stuttgart) erzählt in ſchlichten Worten von ſchlichten Menſchen, die wunderbar fein gezeichnet ſind. Ein liebens-

würdiger, mitunter etwas derber Humor durchzieht das Ganze und bewirkt, daß man gerne weiter liest und Land und Leute lieb gewinnt. --

Aeußerst spannend geschrieben ist Adolf Ott's Hochgebirgsroman **„Abgeirrt"** (Reißner, Dresden). Das Motiv, den Mann zwischen zwei Frauen haben viele schon behandelt; selten aber ist dasselbe so zart und klar durchgeführt worden. Die Menschen alle sind gut gezeichnet und die Handlung ist ebenso gut aufgebaut und entwickelt. —

Heinrich Hansjakob schildert in seiner bekannten Art in **„Allerseelentage"** (Bonz, Stuttgart) eine Fahrt nach Haslach, der Heimat seiner Kinderzeit, und nach Rastatt, der Stätte froher Studientage. Ueber manchem Bilde ruht helles Sonnengold, andere sind von spinnenden Nebelschwaden überschattet, aber alle interessant.

Hermann Löns, der köstliche Schilderer der nordischen Heide, gibt uns soeben einen Band Erzählungen und Skizzen: **„Der zweckmäßige Meyer"**, ein schnurriges Buch (Sponholtz, Hannover), das sich dem Bande **„Mümmelmann"** ebenbürtig anreiht. Wer sich aus dem Pessimismus und dem ledernen Realismus unserer Tage ins Freie retten will, der gehe zu den prächtigen Naturbildern von Hermann Löns. —

J. Wichner trifft in seinen **„Alraunwurzeln"** (Kirsch, Wien) in vorzüglicher Weise den Ton der echten treuherzigen Volkserzählung. Er schildert so fein wie Rosegger und erzählt so warm wie Storm. Familien- und Volksbibliotheken seien auf dieses Buch aufmerksam gemacht. —

## Jugendschriften.

Der Verlag von Jos. Scholz, Mainz, setzt die Reihe seiner farbenfreudigen Bilderbücher fort. **„Frohes Spiel"** enthält Arpad Schmidhammers für Kinderszenen; **„Ach lieber Herr Schmied"** seine lustigen Illustrationen zu altbekannten Kinderreimen. Eugen Oßwalds Tierbilderbuch **„Kikeriki"** überrascht durch die satten und doch harmonischen Farbentöne. Auch sein Leporello-Buch **„Komm"** zeigt schöne Tiergruppen in charakteristischer Haltung. Der Preis gebührt wohl den prächtigen Tierbildern und Kinderszenen in **„Rings umher"**, die gut komponiert, auch in der Farbe künstlerisch wirken.

Das von Wilhelm Kotzde herausgegebene **„Deutsche Jugendbuch"** (Scholz) bringt in bunter Reihe Gedichte, Märchen und Erzählungen. Neben empfindsamen oder nicht ausgereiften Beiträgen stehen die herzigen Märchen von Klara Hegner, R. Walter und G. Ruseler.

Von den Mainzer Volks- und Jugendschriften zeichnet Kurt Geucke im neuesten Bande: **„Der Steiger vom David-Richtschacht"**, ein Leben der Arbeit im Dienste der modernen Technik.

Die in Bachems Verlag erscheinende Sammlung „Aus allen Zeiten und Ländern" bringt zwei neue Bände. J. Cüppers stellt den sagenhaften Heerführer **„Hercus Monte"** in den Mittelpunkt seiner äußerst spannenden Erzählung aus der Zeit, da der deutsche Orden Preußen gewann. In der Erzählung **„Aus eiserner Zeit"** läßt Emil Franke ein Stück der Befreiungskriege wieder aufleben. Die Charakterzeichnung ist scharf und klar, die Darstellung lebendig, der Ton von wohltuender Wärme.

Anna Hilden erzählt in anmutiger Form, frei nach dem Englischen, **„Die Erbin von Arbara"** und versteht es auchgezeichnet, ethische Gedanken in den epischen Faden zu spinnen.

In **„Sigimer, der Alemanne"** zeichnet Karl Krehmcke (Abel & Müller, Leipzig) eine sehr spannende Geschichte aus der Zeit des römischen Kaisers Septimus Severus. Der Held kehrt aus der römischen Gefangenschaft zurück, und Kunilind, eine Christin, folgt ihm als Gattin. Wenn es aber Seite 126 bei der Schilderung der Hochzeitsfeier heißt: „Einen Priester kannten die Gläubigen damals noch nicht", so bedarf dieser Satz einer Berichtigung.

**„Im afrikanischen Sonnenbrand"** von A. von Winkler (ebenda) erhalten die Knaben ein eigenartig fesselndes Buch, das einen deutschen Soldaten als Träger einer neuen Kultur in den Mittelpunkt stellt. Prächtige Naturschilderungen, Jagdszenen, Reisebilder aus der Kalahari, aus den todeseinsamen Steppen und Wüsten sind frisch und packend vor den Leser hingestellt. — Die **„Grimm'schen Sagen"** in einer Auswahl mit vielen Bildern, von Otto Ubbelohde, bringt derselbe Verlag. — Die **„Russischen Volksmärchen"**, von A. N. Aphanaßjew, übertragen von F. Hildebrand, atmen vielfach die melancholische Phantasie des slavischen Volkes; in manchen spiegelt sich wieder der eigenartige Volkshumor.

Farbenfroh, frisch und unmittelbar berühren die südländischen Volksmärchen, die Georg Strecker in der Sammlung **„Sonnenschein"** (Benziger, Einsiedeln) als **„Sonnenkinder"** bezeichnet. Das nächste Bändchen, **„Das Italienerkind"** und andere Erzählungen von E. Müller, vereinigt fünf wertvolle Erzählungen, die wir sehr gerne empfehlen. — Als prächtige Weihnachtsgabe erscheint **„Christkinds Kalender 1913"**; denn alles, was er bringt, paßt ausgezeichnet für das kleine Volk. Dasselbe gilt auch von den hübsch ausgestatteten neuen Heften 21 und 22 von **„Ernst und Scherz fürs Kinderherz"**.

**„Freundliche Stimmen an Kinderherzen"** (Zürich, Orell Füßli, für das 7.—10. und 10.—14. Altersjahr, je 2 Hefte). Kinderreime, Gespräche, Erzählungen und Märchen wechseln in bunter Reihenfolge und die Ausstattung muß als gut bezeichnet werden. Ebenda erscheint eine Märchensammlung für Kinder von 10—14 Jahren von Betty Wettstein-Schmid unter dem Titel **„Im Dämmerschein"**. Dieselbe gibt jenen Müttern, die noch Märchen erzählen können, reichen Stoff und hilft ihnen, unvermerkt durch das Märchen erzieherisch einzuwirken.

Bei den Jugendschriften müssen wir wiederum die **„Bibliothek deutscher Klassiker"**, herausgegeben von J. Hellinghaus (Herdersche Verlagshandlung Freiburg) in empfehlende Erinnerung bringen. Jeder Band ist vortrefflich eingeleitet. Die Auswahl ist eine sehr glückliche, und die Ausstattung verdient alles Lob. Die Anschaffung ist erleichtert, da jeder Band einzeln käuflich ist.

Vorzügliche Reisebilder gibt P. Petrus Klotz, O. S. B. in seinem hübschen Buche **„Mit Stab und Stift"** (ebenda). In prächtiger Fahrt geht's nach einem alten Tiroler Bergschloß, dann über den Ortlen nach Italien, zu Siziliens gesegneten Gestaden, zu Spaniens felsiger Küste, nach Barcelona, nach Monserat, zur Palmenstadt auf Mallorca und im Fluge wieder zu heimatlichen

Gefilden. Stil und Sprache sind fließend und anmutig, wie in des Verfassers Buche „Was ich unter Palmen fand“ (ebenda).

**„Von Pol zu Pol“**, Dritte Weltreise mit Hedin. Durch Amerika zum Südpol. (Brockhaus, Leipzig.) Interessant, wie die erste, ist auch die dritte Weltreise mit Sven Hedin. Ueber religiöse und politische Fragen geht die Darstellung leicht hinweg; umso tiefer und nachhaltiger wirken Landschafts- und Städtebilder. Zahlreiche Illustrationen unterstützen in schönster Art das geschriebene Wort. —

Anna Ulrichs **„Weihnachtserzählungen“** (Schultheß, Zürich) sind frisch aus dem Leben unseres arbeitenden Volkes gegriffen und zeigen, auf wie verschiedenen Wegen Weihnachtsstimmung und Weihnachtsfriede in die Herzen einkehrt.

Von Alexander Isler, **„Schweizer-Charakterköpfe“** ist (ebenda) der I. Band: **„Aus der Franzosenzeit“** erschienen. Dem Verfasser liegt sehr viel daran, in volkstümlicher Sprache die historischen Gestalten zu beleuchten und die Kunst fesselnder, anschaulicher Darstellung mit historischer Forschung zu verbinden. —

Die Zahl der Bücher, die der Jugend den geheimnisvollen Zauber, den das Leben im Lande der Mitternachtssonne ausübt, darstellen, ist groß. Zu den besten gehört Agot Gjem-Selmers Erzählung **„Das Schwesterchen“** (G. Merseburger, Leipzig), die an poetischem Gehalt die meisten übertrifft. —

An reifere Leser wendet sich Severin Lieblein: **„Der Letzte seines Geschlechts“** (ebenda). Die herzenswarme, von aller Sentimentalität freie Schilderung, in Verbindung mit den ganz eigenartigen Lebensverhältnissen geben dem Buche besondern Reiz. —

Gute Kunst und Literatur für Jugend und Volk aus Heimat und Fremde sammelt H. Corray in **„Garben und Kränze“** (Meyer, Aarau). Ist man auch nicht mit jeder seiner Thesen einverstanden, das Buch bietet eine so reiche Auswahl von gediegener Literatur, daß wir es in die Hand jeder Mutter und in die der Lehrer und Lehrerinnen legen und es ein Buch für die Familie nennen möchten. —

Eine Jugendschrift, auch für die Kleinen und zudem ein zeitgemäßes, erzieherisches Buch schuf J. U. Ramseyer in **„Unsere gefiederten Freunde“**, Freud und Leid der Vogelwelt (Francke, Bern). —

Den Uebergang von der Jugendschrift zum Roman für heranwachsende Töchter sucht Else Hofmann in ihren modernen Erzählungen: **„Baroneß Steffi“** und **„'s Wiener Komtesserl“** (Abel & Müller, Leipzig) zu finden. Die Verfasserin hat in lobenswerter Weise all das vermieden, was die Jugend zur Ueberspanntheit führen könnte. Von Sport und feinen Umgangsformen wird viel gesprochen, doch möchte man für unsere Zeit die Welt der Arbeit etwas mehr in den Vordergrund gerückt sehen. Die Darstellung ist leicht fließend, klar, der Dialog natürlich.

M. H.

**Alle hier angekündigten und rezensierten Bücher sind in der Buchhandlung Räber & Cie. in Luzern zu beziehen.**

**Empfehlenswerte Bücher und Schriften:**

Rudolf v. Tavel, **Gueti Gschpane.** Berndeutsche Erzählung. Francke, Bern. Fr. 5.—.

A. Frey, **Die Jungfer von Wattenwil.** Histor. Roman. Cottas Nachf., Stuttgart.

Felicitas Rose, **Pastor Verden.** Cottas Nachf., Stuttgart.

Schlecker Klara, **Die Frau und der Haushalt.** Amelang, Leipzig. M. 5.-.

C. Uhler, **Am See und im Land.** Huber, Frauenfeld.

W. Jordan, **Die Sebalds.** Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Thekla Schneider, **Schloß Meersburg,** A. v. Drostes Dichterheim. Muth, Stuttgart.

Alban Stolz, **Balsam für die Leiden und Wunden der Zeit.** Herausgegeben von H. Wagner. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B.

Kollbach Karl, **Deutscher Fleiß.** Bd. II. Bachem, Köln.

Federer Heinrich, **Pilatus.** Grote, Berlin.

Jegerlehner, **Petronella.** Grote, Berlin.

Falke Gustav, **Die Stadt mit den goldenen Türmen.**

* * *

Die **„Alte und Neue Welt"** hat mit Anfang Oktober ihren 47. Jahrgang angetreten. Wie wenig andere Zeitschriften ist dieses illustrierte Familienblatt zur Unterhaltung und Belehrung geeignet, jung und alt wahre Bildung des Geistes und des Gemütes zu vermitteln. Daß Verlag und Redaktion mit Erfolg bemüht sind, in Gehalt und Ausstattung rastlos vor- und aufwärts zu schreiten, zeigt schon ein rascher Blick ins erste Heft des neuen Jahrgangs. Gleich drei Romane auf einmal lassen uns bereits in ihren Anfängen erkennen, daß selbst auf erlesene literarische Genüsse erpichte Leser auf ihre Rechnung kommen werden, da in der Auswahl der größern wie der kleinern Beiträge auf größte Mannigfaltigkeit Bedacht genommen wurde. „Im Dämmerschein der Zukunft", ein Roman in Traumbildern, vom bestbekannten englischen Schriftsteller R. H. Benson, verspricht in jeder Hinsicht sensationell zu werden, versetzt er uns doch mitten in die Ereignisse des Jahres 1973 und schildert die staunenswerten Fortschritte auf allen Gebieten menschlicher Kultur. Die Novelle „Wetterleuchten" von M. Maidorf scheint namentlich für unsere Frauenwelt berechnet zu sein, während „Im Kielwasser des Kaisers, ein Anarchistenabenteuer in den norwegischen Fjorden", von Th. Bosgrud, vor allem der reifern Jugend manche genußreiche Stunde bereiten wird. „Professor Pomperini" ist eine ungemein ansprechende Humoreske aus der Feder Laurenz Kiesgens, „Die Finger und ihre Namen" eine interessante volkskundliche Skizze von G. Keßler. F. Mielert schildert in einem flott illustrierten Aufsatz Primkenau, das Schloß, in dem die deutsche Kaiserin ihre Jugendjahre verlebte, M. Rentwich „Die Quelle der karthagischen Wasser". Die reichhaltige Rundschau orientiert in Wort und Bild über wichtige Zeitereignisse, die Beilage „Für die Frauen" ist ein schätzenswerter Ratgeber in Fragen des Hauswesens. Dem ersten Heft ist außerdem eine aktuelle Beilage beigefügt, welche den Aufenthalt des deutschen Kaisers in der Schweiz behandelt. — Aus dem mannigfaltigen

Bilderschmuck, das Heft zählt nicht weniger als 66 Illustrationen, verdienen besondere Erwähnung die beiden Kunstbeilagen „Ein Walliser Alpenröschen" und „Sancho Pansa und der Leibarzt", ferner die meisterhafte Illustration zum Bensonschen Roman nach Original-Aquarell von F. Schwormstädt, sowie die technisch fein ausgeführten Reproduktionen von „Die Geisel", „Vor dem Spiegel", „Frauen und Kinder zuerst!", „Stich! Stich!" und „Ein Steierischer". — Kurz, das Ganze ist ein vielversprechender Anfang, und wir zweifeln nicht, daß die folgenden Hefte halten, was das erste verspricht.

Prohászka, **Geist und Feuer.** Pfingstgedanken. Verlag Kösel, Kempten 1912. — Bücher, die leicht faßlich und doch tief eindringend das Gnadenwirken des hl. Geistes behandeln, gehören nicht zu den alltäglichen Erscheinungen. Und doch, was wäre mehr geeignet, unser religiöses Leben zu vertiefen und zu verinnerlichen, als die Verehrung des hl. Geistes. In seinem neuesten Büchlein „Geist und Feuer" hat uns Prohászka einen Wegführer gegeben, der uns leicht und sicher in das Reich des hl. Geistes führen will und kann. Laßt uns ihm folgen!

# Mitteilungen aus dem Frauenbund

## Vom Einkauf.

### Ein sozial-ästhetisches Weihnachtskapitel

von Dr. jur. A. Hättenschwiller, Luzern.

Weihnachten und Neujahr, die traulichen Winterfeste rücken näher und näher. Bereits hat die kaufmännische Geschäftswelt in fieberhafter Tätigkeit die Vorbereitungen für diese Erntezeit getroffen und die Straßen unserer Städte bieten ein belebteres Bild als sonst. Die Kaufläden wetteifern in dem Bestreben, durch eine geschmackvolle Schaufensterarchitektur, vereint mit wirkungsvoller Farbenzusammenstellung die Kauflust des Publikums anzuregen. Vielerorts überschreitet freilich der Reklame-„Witz" der Auslage-Arrangeure mit ihren phantastischen Spielereien und all dem überflüssigen Aufputz die Grenze des ästhetisch Zulässigen. Aber im Allgemeinen wird doch dort, wo sich vornheme Einfachheit mit zweckmäßigem Arrangement verbindet, stets die erhoffte Wirkung erzielt werden. Ein Blick in die Schaufenster unserer Warenmagazine bietet viel Lehrreiches. Man wird sich des Eindruckes nicht erwehren können, daß während der letzten Jahre auf manchen Gebieten der gewerblichen und industriellen Produktion in ästhetischer Beziehung nicht zu verkennende Fortschritte zu verzeichnen sind und daß zahlreiche Gewerbszweige dank einer geschmackvolleren und harmonischeren Ausgestaltung und einer sorgfältigeren Ausarbeitung ihrer Erzeugnisse eine erfreuliche Regeneration erlebt haben. Und diese Wiederbelebung der dekorativen

Kunst, wie sie sich auf zahlreiche Gegenstände erstreckt, hat immerhin dazu beigetragen in einem weiteren Publikum Sinn und Verständnis für Farbe, Form und Linie wachzurufen.

Allein, neben all diesen schönen Dingen, die leider noch eine verschwindende Ausnahme bedeuten, begegnen wir auf unseren Streifzügen auch grauenhaften Geschmacklosigkeiten, die uns zum Kaufe angeboten werden. Ueberall dieselbe gleichförmige Massenware, mag

## An unsere geehrten Abonnenten und Mitarbeiter!

Indem wir Ihnen Ihre bisherige Treue bestens verdanken, hoffen wir zuversichtlich, daß Sie den „St. Elisabeths-Rosen“ auch fernerhin zugetan bleiben werden.

Um den „St. Elisabeths-Rosen“ noch besser den Charakter eines Vereinsorgans des kath. Frauenbundes zu geben, sollen dieselben im nächsten Jahre den Aufgaben der Frau im öffentlichen Leben nach seiner religiösen, gesellschaftlichen und charitativen Seite erhöhte Aufmerksamkeit schenken und durch entsprechende Artikel einen führenden Einfluß ausüben.

Ebenso werden dieselben in größerem Umfange über das Leben im Frauenbund und in den demselben angegliederten Verbänden berichten. Wir hoffen damit den Wünschen vieler unserer Leserinnen entgegenzukommen und den „St. Elisabeths-Rosen“ neue Freunde zu gewinnen.

Infolge Erhöhung des Buchdrucker-Lohntarifes muß auch das Abonnement etwas (auf 2 Fr.) erhöht werden. Um diesen immerhin noch außerordentlich billigen Preis aufrecht erhalten und auch die Zeitschrift möglichst ausgestalten zu können, ist eine wesentliche Vermehrung der Abonnentenzahl erforderlich.

Wir ersuchen Sie daher höflichst, da wo Sie Gelegenheit haben, ein empfehlendes Wort zur Gewinnung neuer Abonnenten anzubringen. Probehefte stehen jederzeit gerne zur Verfügung.

Mit vorzüglicher Hochachtung

„Administration der St. Elisabeths-Rosen“

Luzern.

es sich nun um Gegenstände des täglichen Gebrauchs oder um Arttikel des Luxus handeln. Nur ganz selten gelingt es einmal, eine Insel in diesem Meere ausdrucksloser, nüchterner Einförmigkeit zu entdecken. Und wenn man dabei genauer beobachtet, welche Erzeugnisse von der kauflustigen Menge hauptsächlich bevorzugt werden, wird man nicht umhin können, im allgemeinen einen bedenklichen Tiefstand des Geschmacks und der sachlichen und ästhetischen Urteilsfähigkeit zu konstatieren.

Wie wenige von all denen, die in diesen Tagen als Käufer die lichtflutenden Geschäftshäuser aufsuchen, sind sich ihrer Konsumentenpflicht bewußt, durch zweckmäßigen Einkauf, durch Bevorzugung des Wahren, Einfachen, Echten und Soliden mitzuwirken an der Herbeiführung einer Kunst, welche die gewerbliche Arbeit veredeln und die Kultur in den breiten Volksschichten vertiefen und ausbreiten soll!

Man hat während der letzten Jahre in vielen Ländern zur Weckung der Konsumentenmoral und zur Steigerung des sozialen Verantwortlichkeitsgefühls „Soziale Käuferligen" gegründet. Ebenso berechtigt wäre es heute „Aesthetische Käuferligen" ins Leben zu rufen, um die Konsumenten vor dem Schund zu warnen, ihren Geschmack und ihr ästhetisches Feingefühl zu bilden und das Einkaufen zu einer Betätigung auszugestalten, welche dem Käufer sowohl, wie dem Verkäufer und den am Produktionsprozesse Beteiligten zum Nutzen gereicht.

Schon Ruskin war nicht müde geworden, darauf hinzuweisen, daß dem Sinn für Schönheit nicht nur besonderen Kultstätten gehuldigt werden darf, daß die ästhetische Erziehung vielmehr den Alltag adeln soll: Die Werkstatt, das Wohnhaus, das Buch, das ich lese, den Stuhl, auf dem ich sitze, den Tisch, an dem ich schreibe. „Nichts sei so gering, als daß die Schönheit an ihm vorübergehe."

Diese Art Kultur kommt uns freilich nicht von ungefähr. Wir müssen, wenn sie mit unserm Alltagsleben in eins verwachsen soll, in die Probleme einzudringen versuchen, welche dieses Programmwort enthält. Müssen studieren, prüfen, vergleichen. Und da möchten wir hier eines Werkes gedenken, das sich als wertvolle Wegleitung auf dem Gebiete der Geschmacksbildung ganz besonders eignet. In seinem Buche „Der Geschmack im Alltag" (G. Kühtmann, Dresden) weist J. A. Lux in einer Serie äußerst ansprechender Aufsätze nach, wie die Gesetze des guten Geschmackes im ganzen Umkreis unseres Daseins zur Wirksamkeit kommen müssen, wenn anders wir zu einer harmonischen Kultur gelangen wollen. „Der gute Geschmack verpflichtet uns zur Pflege des Schönen. Der Mangel an Schönheit beeinträchtigt unsere Daseinsfreude und unsere Arbeitsfreude, und dieser Mangel ist es, woran die Menschheit leidet. Wir leiden unbewußt unter der beständigen peinigenden Einwirkung der Häßlichkeit, ob sie sich in den Formen des Kleingerätes, in den Werken der Technik oder der Architektur darbietet."

John Ruskin hat einmal den guten Geschmack als eine sittliche Eigenschaft bezeichnet. Zu einer „sozialen Kraft“ wird er, wenn wir der Verpflichtung bewußt sind, bei allen unsern Einkäufen dem Händler und dem Erzeuger gegenüber den Grundsatz der gediegenen Herstellung zu betonen und dazu beizutragen, das Können und Ansehen der gewerblichen Arbeit und mithin den Arbeiter in seiner menschlichen und wirtschaftlichen Wohlfahrt zu fördern. Leider aber sind wir vielfach noch weit von einer derartigen Erfüllung unserer sozialen Käuferpflichten entfernt. Wir lassen uns von Scheinwerten blenden und nehmen ungeprüft alle die Dinge hin, welche die Mode, auch wenn sie den Stempel des Ungeschmackes trägt, uns aufdrängt, ohne daß sich unser soziales Gewissen und Empfinden dagegen auflehnt.

Die moderne Imitationstechnik überwuchert den Großteil der heutigen Gütererzeugung. Die Fertigkeit in der Hervorbringung von Imitationen aller Art hat sich zur eigentlichen Virtuosität gesteigert. Es ist eine sehr fragwürdige Errungenschaft unserer Zeit, daß heute alle materiellen Dinge, welche einst nur für die Wohlhabenden erreichbar waren, nun auch in billigen „Volksausgaben“ den minder Bemittelten zugänglich gemacht werden. Man mißverstehe uns nicht! Die Erscheinung wäre an sich gewiß zu begrüßen, wenn nicht die ganze industrielle Produktion von dem Bestreben geleitet wäre, an Stelle gediegener, solider Waren, auf den Schein berechnete Talmierzeugnisse auf den Markt zu werfen. Dem Vertriebe dieser ausdruckslosen, auf kurze Lebensdauer berechneten Durchschnittsware haben in erster Linie die Warenhäuser Vorschub geleistet, die mit ihrer wahllosen Ueberfülle von Erzeugnissen absichtlich jeder Eigenart aus dem Wege gehen. „Treten wir“, sagt Lux, „in ein großstädtisches Warenhaus ein, das ja ein Spiegelbild unserer Kultur ist, so finden wir unter dem sogenannten vornehmen Anstrich fast durchwegs unechtes Material, Dinge, die auf den falschen Schein hin zurecht gemacht sind und keiner Prüfung standhalten.

Wir finden Schreibmappen, Albums mit Lederrücken aus gepreßtem Papier, Schuhsohlen aus Pappendeckel, Schiltpattkämme aus Celluloid, französische Bronzen aus Zinkguß, echt imitierte Nickel- und Bronzegarnituren für Schreibtische aus gestrichenem Eisenguß, Seidenblousen mit 70 % Baumwolle, echt vergoldete Schmucksachen, Geldtäschchen und Brieftaschen, in Farbe und Geruch Juchten vortäuschend, aus Pappe, Schraubenzieher aus Eisen, die sich bei der ersten Schraube verbiegen, Zangen, die sofort zerspringen, bunte Stoffe und Gewebe, zwar originell gemustert, die aber im ersten Sonnenstrahl die Farbe wechseln, kurz ein Tausenderlei, das viel verspricht und nichts hält. Während wir in schlechten Surrogaten alles finden können, hat es seine liebe Not, auch nur einen einzigen dieser Gegenstände, und sei er auch noch so einfach, in wirklich echtem Material und in wirklich anständiger Arbeit zu erlangen.“

Wenn auch dieses herbe Urteil nicht unterschiedslos alle Warenhaustypen treffen mag, so müssen wir doch gerade in dem Aufschwung, den auch die Warenhäuser mindester Qualität selbst in mittleren und kleinen Provinzstädtchen nehmen konnten, einen lebendigen Beweis für die künstlerische und ethisch-soziale Rückständigkeit weitester Volkskreise erblicken.

Vor ein paar Jahren kam der Direktor des Stuttgarter Kunstgewerbemuseums auf eine originelle Idee, welche Nachahmung verdient. Den Gegenständen, welche darstellen, was eine frühere Gewerbekunst an individuell-künstlerischen Werten und Erzeugnissen persönlicher Eigenart und unzweideutiger Sachgediegenheit und Materialechtheit geschaffen, hat er die garstigen Produkte gegenübergestellt, welche die heutige Verwirrung und Verbildung der Schönheitsbegriffe hervorbrachte. Es dürfte nicht allzu schwierig sein, ein ganzes Museum mit solchen abschreckenden Beispielen des Schundes und der Imitation, des Parvenumäßigen und Protzenhaften auszufüllen. Indem man in solcher Gegenüberstellung von künstlerisch gediegenen Produkten und modernen Scheinerzeugnissen dem Volke die Greuel einer entgleisten Geschmacksrichtung vor Augen führt, dürfte es vielleicht gelingen, dem kauflustigen Publikum jene Erkenntnis beizubringen, die bekanntlich den ersten Schritt zur Besserung bedeutet. —

## Rezept gegen den Aerger.

Einem Herrn war von einem andern eine empfindliche Kränkung zugefügt worden. Gleichwohl fand ihn ein paar Tage darnach ein Freund heiter und wohlgemut. „Ich wundere mich," sagte er, „daß Sie so schnell darüber weggekommen sind, wie machten Sie das?" — „Ja, das ist eigentlich ein Geheimmittel," sagte jener lächelnd, „doch will ich's Ihnen verraten, vielleicht hilft es Ihnen in ähnlichen Fällen. Wenn mir so etwas widerfahren ist, so schweige ich ganz still davon; denn ich finde, je mehr ich davon spreche, umso tiefer drückt sich der Stachel ein. — Mein zweites Mittel besteht darin, daß ich daran denke, wie rasch mein Leben dahin eilt und wie schnell ich am Ziel sein werde; dann kommt mir das Eine, was not ist, so groß, und das, worüber ich mich kränken will, so klein und nichtig vor, daß ich's leicht abschütteln kann. — Mein drittes Mittel besteht darin, daß ich hingehe und jemandem eine Freude mache. So brachte ich auch diesmal einem, der in Not war, ein Geldstück, und als ich seine Augen aufleuchten und seine Wangen sich röten sah, in dankbarer Freude, da war auch all' mein Aerger und Verdruß weg."

— Im St. Antoniushaus in Feldkirch werden im Jahre 1913 an folgenden Tagen gemeinschaftliche Exerzitien abgehalten: Vom Abend des 4. Januar bis zum Morgen des 8. Januar für Jungfrauen; vom Abend des 1. Febr. bis zum Morgen des 5. Febr. für Jungfrauen; vom Abend

des 15. März bis zum Morgen des 19. März für Frauen; vom Abend des 21. März bis zum Morgen des 25. März für Jungfrauen; vom Abend des 25. April bis zum Morgen des 29. April für Frauen; vom Abend des 10. Mai bis zum Morgen des 14. Mai für Jungfrauen; vom Abend des 28. Juni bis zum Morgen des 2. Juli für Jungfrauen; vom Abend des 14. August bis zum Morgen des 18. August für Jungfrauen; vom Abend des 27. September bis zum Morgen des 1. Oktober für Frauen; vom Abend des 30. Oktober bis zum Morgen des 3. November für Jungfrauen; vom Abend des 21. November bis zum Morgen des 25. November für Frauen; vom Abend des 6. Dezember bis zum Morgen des 10. Dezember für Jungfrauen; vom Abend des 24. Dezember bis zum Morgen des 28. Dezember für Jungfrauen. —

Ein schaffensfrohes Missionswerk ist ohne Zweifel die **St. Petrus Claver-Sodalität,** sonst hätte sie nicht jene schönen Erfolge erzielt, welche ihr interessanter Jahresbericht 1911 aufzuweisen hat. Aus diesem Berichte, der soeben als Beilage der Missionszeitschrift **„Echo aus Afrika"** (illustrierte Monatsschrift, mit Postzusendung jährlich Fr. 1.50, Bestelladresse: Zug, St. Oswaldsgasse 15) erschienen ist, schöpften wir auch nachstehende Notizen, die gewiß dazu angetan sind, alle Missionsfreunde zu überzeugen, daß das Interesse, welches sie dieser „Hilfsmissionsgesellschaft für Afrika" zuwenden, ein gut angebrachtes sei.

Die St. Petrus Claver Sodalität zählt gegenwärtig 2 Zentralen, 4 Zentralstellen, 11 Filialen und 49 Abgabestellen, welche über fast ganz Europa zerstreut sind; ja selbst in Amerika und auch auf der Insel Mauritius besitzt sie bereits je eine Abgabestelle. Die Zahl ihrer Förderer nahm im Berichtsjahre um 718 zu, während ihre Teilnehmerzahl 40,000 beträgt.

„Hilft dir selbst, so hilft dir Gott." Dies bekannte Sprichwort kann man anwenden, wenn man sieht, mit welch herrlichem Erfolge Gott der Sodalität zur Seite stand, nachdem sie ihrerseits ihr Bestes getan, für die afrikanischen Missionen immer mehr Freunde zu gewinnen. Fr. 294,156. 26 konnte sie als Frucht ihrer Propagandatätigkeit an die in Afrika wirkenden Missionsgesellschaften ohne Unterschied der Nationalität oder Kongregation verteilen. Es erhielten u. a.: Die Väter vom Heiligen Geiste Fr. 37,164. 44, die Weißen Väter Lavigeries Fr. 26,059. 21, die Väter der Gesellschaft Jesu Fr. 37,159. —, die Kapuziner Fr. 13,589. 04, die Oblaten Maria Immakulata Fr. 15,096. 93, die Oblaten des hl. Franz von Sales Fr. 10,693. 18, die Lyoner Missionsgesellschaft Fr. 18,189. 45.

Beträge für 282 Sklavenloskäufe wurden den Missionären übermittelt, 491 zu taufende Neger mit Patengeldern beschenkt, 1 Negerkind, 4 Seminaristen und 1 schwarzer Katechist adoptiert, Fr. 29,362. 56 wurden für Neger-Seminaristen-Freiplätze und Fr. 3125. — für einen Negerkinder-Stiftungsplatz gespendet. Außerdem wurden noch Gegenstände im Werte von Fr. 20,729. 17 in die verschiedenen afrikanischen Missionen spediert.

Ist es auch nur ein Bild in großen Umrissen, das sich in diesen knappen Angaben darbietet, so dürfte es doch genügen, den Leser zu überzeugen, daß die St. Petrus Claver-Sodalität ein ganz Wesentliches beiträgt, das Panier des Kreuzes im dunklen Kontinent aufzupflanzen. Daher bedeutet die Förderung oder der

Anschluß an dieselbe gerade soviel, als sich an dem direkten Apostolate der Heiden beteiligen. „Fördern" kann man dieses Missionswerk, indem man seine obgenannte Zeitschrift und Kalender bezieht und verbreitet; der Anschluß kann erfolgen als sogenannter Förderer mit einem Jahresbeitrag von Fr. 2. — oder als Teilnehmer des „Missionsbundes für Afrika" mit 50 Cts. jährlich. Gebildete Fräulein aber, welche den Wunsch hegen, ihr Leben ganz in den Dienst der Missionen zu stellen, seien hingewiesen auf den Kern der Sodalität, d. h. auf ihr Institut der „Hilfsmissionärinnen". Betreffs näherer Auskünfte über dasselbe wende man sich an die General-Leiterin der St. Petrus Claver-Sodalität, Gräfin M. Th. Ledóchowska, Rom, via dell' Olmata 16 oder man beziehe von obgenannter Bestelladresse die Broschüre: Der Beruf einer Hilfsmissionärin für Afrika. Preis 25 Cts.

# Weihnachtsbitte

## für die 300 Pfleglinge der St. Josephs-Anstalt Bremgarten.

(Eingesandt.)

Das Weihnachtsfest kehrt wieder,
Die stille, heil'ge Nacht,
Und frohe Festeslieder
Sind sangesfroh erwacht.
Und flinke Füße eilen
Zu schmücken Tisch und Haus,
Und liebe Hände teilen
Des Christkinds Gaben aus.

Und wie einst voll Erbarmen
Der Herr der Not gewehrt,
Vergeßt nicht unsere Armen,
Vom herben Leid beschwert.
Der kleinen Krüppelkinder
Und uns'rer Schwachen Schar!
Gilt ihnen doch nicht minder
Die Weihnachtsbotschaft klar.

Wenn dann in ihrem Leide
Erglänzt der Weihnachtsschein,
So wird des Gebers Freude
Bei Euch zwiefältig sein.
Und was wir hier auf Erden
Dem Herrn in Lieb' geweiht,
Wird offenbar einst werden
Am Tag der Herrlichkeit!

Die Aargauische St. Josefs-Anstalt in Bremgarten, Erziehungsanstalt krüppelhafter und schwachsinniger Kinder, möchte ihre alten Gönner und neuen Freunde hiemit höflich bitten, auch dieses Jahr wieder in Liebe der durchwegs armen Kinder zu gedenken, die ihr Haus beherbergt.

Wohl hat sie schon manche liebreiche Gabe empfangen, aber da immer von neuem hilfsbedürftige Kinder zugewiesen werden, soviel das Haus nur zu fassen vermag, sieht sie sich genötigt, immer von neuem an die Hilfsbereitschaft und den guten Willen milder Geber zu appellieren. Möge der Ruf auch diesmal nicht ungehört verhallen, der die Anstalt instand setzen soll, den in Obhut stehenden Kindern eine, wenn auch bescheidene Bescherung auf Weihnachten zuteil werden zu lassen.

Zur Entgegennahme von Gaben jeglicher Art ist die Anstaltsleitung gerne bereit und bittet auch, eventuelle Postsendungen unter dieser Adresse an solche gelangen zu lassen.